

Norbert Klatt

Das Haus der frommen Nonnen

Norbert Klatt

Das Haus der frommen
Nonnen

Eine Erzählung - gewidmet den
Kölner Heimkindern

Göttingen 2009

© Norbert Klatt Verlag, Göttingen 2009
Elektronische Ressource
ISBN 978-3-928312-26-4

Zack! - Die Schöpfkelle mit der heißen Linsensuppe sauste auf den blonden Schopf eines Zwölfjährigen nieder. „Wieso“, dachte Stephan Brahmer, „kommt mir gerade jetzt dieses Bild in den Sinn?“ Stephan Brahmer fuhr auf der Autobahn Richtung München und hatte soeben in den Nachrichten aus dem Radio erfahren, daß der Deutsche Bundestag sich des Problems der Heimkinder annehmen wolle. „Das wurde endlich Zeit“, fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Mit einem Mal waren die alten Bilder wieder da, Bilder, von denen er gehofft hatte, daß sie endlich aus seinem Gehirn verschwinden. Doch sie waren hartnäckig. Wenn er auch nicht darüber sprach und der irrigen Meinung war, worüber er nicht rede, das sei auch nicht in der Welt, so traf dies doch keineswegs zu. Es war nicht das erste Mal, daß die Bilder der Kindheit aus seinem Unterbewußtsein auftauchten. Meist hatte er sie aber gut unter Kontrolle, ließ sich nichts anmerken, denn es gab nichts Schlimmeres in diesem Lande als irgendwie anders zu sein.

„Das Vorhaben des Bundestages“, dachte Stephan Brahmer, „ist ein mutiger Schritt. Doch werden andere, wenn das Schweigen zum Reden gebracht wird, auch zuhören?“ Er war sich in diesem Punkte gar nicht so sicher. Warum sollten andere, die vielleicht in dem einen oder anderen Fall eine Kindheit hatten, die gar nicht viel von dem abwich, was er und seine Artgenossen erlebt hatten, sich mit dem beschäftigen, was er durchgemacht hatte? Wie viele Menschen gibt es in unserem Lande, die erzählen, sie hätten eine häßliche Kindheit gehabt? Manchmal drängt sich der Eindruck auf, daß deren Zahl sehr hoch, die Zahl derer aber, die auf eine glückliche Kindheit zurückblicken, gering einzuschätzen ist. „In was für einem Lande“, dachte Stephan Brahmer, „lebe ich eigentlich?“ Diese Frage stellte er sich nicht nur im Blick auf die Kinder, sondern auch im Blick auf alte Menschen. „Sind die Deutschen“, so ging es ihm durch den Kopf, „eigentlich von Natur aus unmenschlich?“

Heimkinder sind irgendwie anders, sind psychisch und sozial stigmatisiert. Es gab Situationen, da konnte auch Stephan Brahmer

die Herkunft aus dem Kinderheim nicht verleugnen. Um das Wort „Heimkind“ zu vermeiden, nannte er sich später „Sozialwaise“. Die meisten Menschen wußten mit diesem Wort nichts Rechtes anzufangen, hatten zumindest keinen klaren Begriff von dem, was mit diesem Wort gemeint ist. Und das war auch gut so. Er erinnerte sich noch gut daran, als er den ersten Personalausweis erhielt. Eigentlich, so könnte man denken, ein ganz normaler und harmloser Vorgang. Nicht für Stephan Brahmer. Er war 16 Jahre alt und schon seit fast zwei Jahren in der Lehre. Auf dem Ordnungsamt mußte er, wie das bei deutschen Behörden so üblich ist, ein Formular ausfüllen. Natürlich waren die Namen von Vater und Mutter verschieden. Eigentlich war es nicht sein Vater, denn dieser wurde offiziell nur „Erzeuger“ genannt. Doch das Formular sah den Erzeuger nicht vor. Hätte Stephan das bedacht, wäre ihm einiges erspart geblieben. Wie wurde er von der Beamtin in aller Öffentlichkeit vor einer Menge fremder Leute angepflaumt, daß verschiedene Namen für Vater und Mutter ja wohl nicht angehe. Er geriet mächtig in Verlegenheit und bekam einen ziemlich roten Kopf. Alles starrte ihn an und er konnte nur stammeln, daß es so sei, denn er sei aus dem Kinderheim. Mitleidig nahm die Beamtin die Aussage zur Kenntnis und machte, ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen, die für die Meldeangelegenheiten nötigen Eintragungen. Dabei hatte er gedacht, mit dem Personalausweis sei er nun endlich erwachsen und könnte den Zwängen des Heimes entkommen. Erst viel später erkannte er, daß das nicht möglich ist. Einmal Heimkind, immer Heimkind. Manchmal meinte er sogar, man sähe ihm das an. Er versuchte ein möglichst unauffälliges Leben zu führen, versuchte nicht anzuecken und vermied Situationen, in denen es persönlich werden konnte und wo nach Vater und Mutter gefragt wurde. Was auf den ersten Blick als ein Interesse an seiner Person erschien, stellte sich nämlich oftmals als Abfrage des sozialen Status heraus. Aus welcher Familie kam dieser Mensch, lohnt es sich, mit ihm gut Freund zu machen, oder ist der Einsatz nicht der Mühe wert. In der unschuldigen Frage nach Vater und Mutter liegt bereits der Keim der Diskriminierung. Später lernte er, daß es eine Vielzahl solcher Sätze gibt, alle ganz harmlos und unschuldig, doch sie haben es in sich. Klingt es nicht toll, wenn eine Bewerbung mit dem schönen Satz abgelehnt wird: „Wir wünschen Ihnen für Ihren weiteren Lebensweg alles Gute

und viel Erfolg.“ Ob der Widerspruch zwischen Schreiben und Tun überhaupt bemerkt wird? Wissen die Leute eigentlich, was sie da schreiben?

Gewiß, die Erfahrung auf dem Ordnungsamt gehörte zu den harmlosen Episoden seines Lebens. Stephan Brahmer zog daraus seine Schlüsse und ließ bei nächster Gelegenheit den Namen des Vaters, da nach Erzeuger nicht gefragt wurde, einfach fort. Da er den Namen der Mutter trug und diese auch noch „Fräulein“ genannt wurde, erkannten die Beamten ohnehin, daß er aus sittlich gefährdeten Verhältnissen stammte. So etwas konnten sie in ihr Weltbild problemlos einordnen. Sie waren damit zufrieden und stellten keine peinlichen Fragen. Nach dem heutigen Namensrecht ist der soziale Informationswert der Meldebögen natürlich bedeutend geringer. Doch bis dahin war es ein weiter Weg. Als Jahre zuvor den unverheirateten Frauen gestattet wurde, sich „Frau“ statt „Fräulein“ zu nennen, war das freilich zunächst kaum mehr als eine kosmetische Korrektur.

Nun also diese Nachricht aus dem Radio. „Was wird“, so dachte Stephan Brahmer, „der Bundestag tun?“ Er hatte immer den Eindruck, daß der Staat ihn nicht gewollt hat. Die Mutter erzählte ihm bei einem der seltenen Besuche, ich glaube, er war damals 12 Jahre alt, daß sie, als er noch sehr klein war, für eine Adoption angegangen worden sei. Irgendwelche Leute in Amerika hätten sich für ihn interessiert. Er konnte gar nicht das Gefühl beschreiben, das in ihm aufstieg, als die Mutter lapidar sagte, wenn sie 50 Mark für ihn bekommen hätte, hätte sie ihn weggegeben. Dieser Satz brannte sich tief in sein Gehirn ein. Er konnte nicht verstehen, wie der Staat, dessen Bürger und Souverän er doch war, so etwas als Möglichkeit überhaupt dachte, ganz zu schweigen davon so etwas zuließ. Merkwürdig, ähnliche Gedanken gingen ihm durch den Kopf, als der Gesetzgeber die Abtreibung erlaubte. Wenn diese Möglichkeit schon früher bestanden hätte, so sagte Stephan Brahmer, wäre er wohl kaum hier. Ob die Abgeordneten sich jemals Gedanken darüber gemacht haben, wie diese Entscheidung auf Menschen wirken mußte, die bei früherer Geltung dieser Regelung gar nicht da wären, gar nicht gewollt waren? Ihm war diese Regelung, so drückte es Stephan Brahmer aus, ein rechtsstaatlicher Tritt in den Hintern. Was also war nun von der Aktion des Bundestages zu halten? Morgen wolle er sich mit ein paar Zeitungen

eindecken. Mal sehen, was die Presse zu der Nachricht aus dem Radio schreibt. Werden sie es überhaupt bringen, auf welcher Seite und unter welcher Rubrik? Die Befürchtung lag freilich nahe, das es, wenn überhaupt, nur eine kurze Notiz sein wird. Daran werde er aber erkennen, was er dieser Gesellschaft wert sei.

Stephan hatte mich angerufen. Ich war freier Journalist und immer auf der Suche nach einem Thema oder einem Stoff für ein Sachbuch oder eine Erzählung. Wir waren seit Jahren befreundet. Ich wußte, daß Stephan ein Heimkind war. Er machte gelegentlich Andeutungen in dieser Richtung, doch viel erzählt hat er nicht. Ich wußte auch nicht, ob mich das wirklich interessieren würde, denn ich brauchte einen Stoff, der für ein breiteres Publikum von Interesse ist. Also, er rief mich an und sprach von der Nachricht aus dem Radio und daß sie ihn mehr beschäftige als er anfangs erwartet hatte. Er wolle nun über seine Kindheit sprechen und ob ich vielleicht daran interessiert sei. Ich wußte nicht, was mich erwartete, doch da es ihm wichtig schien, sagte ich einem Treffen zu. Er wolle Klarheit über sich, über seine Gefühle und seine Situation. In den letzten Tagen seien vermehrt Szenen und Bilder der Kindertage aus seiner Erinnerung heraufgestiegen. Er vermutete, daß das Unterbewußte nach einer Klärung verlange. Es dränge ihn, den Ort der eigenen Existenz zu bestimmen, also zu wissen, wer er war, woher er komme und weshalb er so geworden sei, wie er ist. Er brauchte jemanden zum Reden. Reden, das war es, was er wollte und brauchte. Das Erlebte in Worte fassen. Schon am Telefon schien er kaum zu stoppen. Er sprach davon, daß es um die Auseinandersetzung mit seinem Schicksal und dessen Einordnung in das gesellschaftliche Ganze ginge. Dabei halfen ihm, wie er später ergänzte, Bruchstücke von Berichten, die er vor Jahren in den Akten gelesen oder von der Mutter oder Verwandten gehört hatte. Möglicherweise lag das Bedürfnis nach einer Standortbestimmung bereits der Ahnenforschung zugrunde, die er, ungewöhnlich für einen jungen Mann, in frühen Jahren betrieben hatte. Doch der Alltag hatte ihm keine Zeit gelassen, sich mit all diesen Fragen zu befassen. Er verdrängte sie, stürzte sich in die Arbeit und versuchte, ein unauffälliges Leben zu führen.

„Die Geschichte meines Lebens“, so begann Stephan beim ersten Treffen zu erzählen, „beginnt lange Zeit vor meiner Geburt mit

meiner Großmutter. Ein Bild von ihr habe ich nie gesehen und bemerkenswerte Geschichten wurden, soweit ich mich erinnere, von ihr auch nicht erzählt. Manchmal wurde angedeutet, daß sie polnischer Abstammung gewesen sei, doch sprachen andere dagegen. Sie war in erster Ehe mit einem Manne verheiratet, der während des Boxeraufstandes als Soldat in China war. In ihrem kleinen Haus in Danzig hätten, so die Sage aus vergangenen Tagen, zahlreiche chinesische Kuriositäten gestanden, von denen aber nicht ein einziges Stück in meine Zeit gerettet wurde. Als ihr Mann starb, heiratete sie meinen Großvater. Es war eine sogenannte Mischehen, denn meine Großmutter war katholisch, mein Großvater aber evangelisch. Dann geschahen zwei Unglücke. Meine Großmutter starb und mein Großvater heiratete erneut, diesmal eine evangelische Frau. Damit fing eigentlich alles an. Die Weltordnung schien aus den Fugen zu geraten, wenn katholische Kinder bei evangelischen Eltern aufwachsen. Also, ab mit den vier Kindern in ein katholisches Heim. Meine Mutter war eins von ihnen. Ich weiß bis heute nicht, was sie dort erlebt hat. Von der Wäscherei hat sie erzählt, mehr nicht. Dann kam der Krieg und am Ende die Vertreibung von Danzig nach Graudenz und weiter in den Westen. Es soll ein langer Marsch gewesen sein. Meine Mutter sei hochschwanger gewesen. Was Krieg und Flucht mit ihr gemacht haben, weiß ich nicht. Sie hat nicht davon gesprochen. Sie erzählte sowieso nicht viel aus ihrem Leben. Auch was mit dem Kind geschehen ist, weiß niemand. Eine ältere Cousine, die damals dabei war, erzählte, daß die Russen sie geholt hätten. Als sie zurückgekommen sei, sei von der Schwangerschaft nichts mehr zu sehen gewesen. Meine Cousine fragte mich, ob ich das Kind sei. Ich sagte nein, ich sei zu jung. Ich sei erst ein paar Jahre später im Westen geboren worden.“

Die Mutter, die in der äußeren Erscheinung, trotz der Neigung zur Korpulenz, als eine unauffällige Frau bezeichnet werden kann, spielte in Stephans Leben eine ungünstige Rolle, zumindest hatte er es so erlebt. „Mit meiner Geburt“, so erzählte er, „hatte meine Mutter viel zu tun. Wie anders, wirst Du sagen, denn sonst? Nun, so war das nicht gemeint. Meine Mutter war leicht in Rage zu versetzen. Sie regte sich schnell über alles mögliche auf und ebenso schnell zerfloß sie aus heiterem Himmel in Tränen. Mich berührte das jedesmal pein-

lich, denn so etwas mochte ich nicht. Als Kind fühlte ich mich überfordert, zumal wir nicht lernten, jemanden in dem Arm zu nehmen und zu trösten. Wie sollte ich mich also in dieser Situation verhalten? Mußte ich sie nun trösten, und wenn ja, wie? Ich kannte sie doch kaum. Sicher, ich hörte Erzählungen wie Mütter sind, doch bei meiner Mutter stimmte gar nichts davon. Wie sollte ich damit umgehen. Konnte ich das überhaupt? Nein, ich konnte es nicht, und das ließ sie mich spüren. Vernünftig konnte man mit ihr nicht darüber reden. Sie war nun mal so. Ich hatte sie zu ertragen. Als sie später zunehmend zu einer Belastung für mich wurde, war der Abbruch jeglichen Kontaktes unausweichlich, als sie starb, war das die Erledigung eines Problems. Obwohl die Nonnen im Heim an meiner Mutter kein gutes Haar ließen, hielt man streng daran fest, daß sie meine Mutter sei. Bedrohlich wurde diese Auffassung in dem Satz ausgedrückt: 'Der Apfel fällt nicht weit vom Baum'. Ich wollte aber nicht wie meine Mutter sein, nicht mit diesem sittlichen Makel herumlaufen. Doch mein Wille zählte nicht. Was ich bin und zu sein hatte, das wurde von anderen bestimmt. Der aufgezwungenen sittlichen Schicksalsgemeinschaft mit meiner Mutter konnte ich als Kind nicht entkommen.“

„Ihre Neigung sich aufzuregen“, so setzte Stephan nach einer Pause die Erzählung fort, „war für mein Leben kein gutes Vorzeichen. Schon mit meiner Geburt ging es los. Weil meine Mutter sich wieder einmal aufgeregt hatte, kam ich zu früh zur Welt. Es war einen Monat oder drei Wochen vor dem Termin, an dem ich vorschriftgemäß hätte geboren werden sollen. Meine nicht den Vorschriften gemäße Existenz, zur nächtlichen Stunde in der Zeugung auf einem badischen Rummelplatz festgelegt, wurde im Akt der Geburt nochmals bekräftigt. An der randständigen Existenz hat sich in meinem Leben nie etwas geändert. Ich war kein Normalfall, gehörte vielmehr zu jener Grauzone, die durch den Mangel an Normalität definiert ist. Jenseits dieser Grenze, für mein späteres Leben nicht ohne Bedeutung, gab es Rechtsansprüche, diesseits Ermessensentscheidungen. Doch davon vielleicht später. Also, meine Mutter hatte sich aufgeregt, und nach ihrer Erzählung, die ich Jahre später in den Akten des Vaterschaftsanerkennungsprozesses bestätigt fand, sei das der Auslöser der Wehen gewesen. Somit wurde ich viel zu früh in ein Land mit einer mir ungünstigen Geschichte und Kultur, in eine Nation hinein gestoßen,

die mich nicht haben wollte. Nun mußte ich sehen, wie ich mit dieser Situation zurechtkam.“

Stephan machte eine längere Pause, schien sich uneins, was er als nächstes berichten sollte, dann entschied er sich, dem chronologischen Ablauf der Ereignisse zu folgen: „Es war“, so fuhr er fort, „abends so gegen 7 Uhr als es losging. Meine Mutter wohnte damals, wie sie dahin gekommen ist, weiß ich nicht, in einem Heim für Mutter und Kind. Es lag außerhalb einer westfälischen Bischofsstadt in einem Dorf einige Kilometer vom nächsten Krankenhaus entfernt. Sie wurde in den Volkswagen des Hausmeisters gesetzt und dann ging es los zur Stadt und zum Krankenhaus. Obgleich Heiliger Abend und die Straßen leer waren, schlich der Volkswagen über die Landstraße, denn vor ihm fuhr gemächlich ein englisches Militärfahrzeug, und das durfte damals nicht überholt werden. So kam es wie es kommen mußte. Gegen die Vorschriften erfolgte meine Geburt im besagten Volkswagen am Straßenrand. So gegen 8 Uhr erreichten wir dann das Krankenhaus. Welche Freude und Staunen meine Ankunft unter den dortigen Nonnen auslöste, ist kaum zu beschreiben. Damals ahnte ich freilich nicht, daß das Zusammentreffen meiner Mutter mit Nonnen“, Stephan stockte für wenige Augenblicke und setzte dann die Erzählung fort „zu den ungünstigsten Konstellationen gehörte, die man sich vorstellen kann. Vielleicht klingt das etwas übertrieben, und deshalb will ich“, so korrigierte er sich, „einschränken, wie ich mir vorstellen kann.“

Ich schaltete das Tonband ab und machte mir wenige Notizen, fragte ihn nach dem Gefühl, das er beim Erzählen hatte. Dann holte ich zwei Flaschen Bier. Vielleicht machte ihn ein Bier, dachte ich, etwas lockerer. Ich hatte Feuer gefangen und war daran interessiert, daß die Worte sprudeln. Ich spürte, hier war eine Geschichte, die ich in eine Story verpacken konnte. Ich schaltete das Tonband wieder ein und forderte ihn auf, mit seinem Bericht fortzufahren. „Die spärlichen Nachrichten“, so hob Stephan erneut an, „die ich über die ersten Monate meines Erdenlebens erlangen konnte, zeigen eine rege Aktivität. Nach vorliegenden Dokumenten wurde ich am Tag der Heiligen Drei Könige getauft, wobei Nonnen, wie ich dem Dokument entnehmen konnte, die Patenstelle vertraten. Eine persönliche Beziehung entwickelte sich daraus jedoch nicht. Es war nur die formale

Erfüllung eines kirchenrechtlichen Erfordernisses. Doch so harmlos war der Vorgang keineswegs, denn nun“, Stephans Stimme wurde etwas ärgerlich, „gehörte ich ungefragt der katholischen Kirche an, ein Umstand, der den staatlichen Behörden die Einordnung meiner kleinen Person ungemein erleichterte. Ungefragt und ungewollt war ich auf einen Weg gesetzt, der schicksalhaft für mich werden sollte. Die Taufe, so mag es vielen scheinen, sei doch ein normaler und harmloser Akt. Gewiß, was auf viele zutreffen mochte, traf auf mich jedoch nicht zu. Nach der kirchlichen Lehre, die ich später kennenlernte, wurden mir durch die Taufe alle Sünden, die ich bis dahin begangen hatte, und sogar die Erbsünde vergeben. Nur eine Sünde konnte die Taufe, für mich das wichtigste, nicht tilgen, und das ist der Makel der unehelichen Geburt. Obwohl ich in diesem Punkte keinerlei Schuld auf mich geladen hatte, wurde mir dieser Makel zugerechnet. Hätte ich Priester werden wollen, dann hätte dieser Makel einer Dispens bedurft, doch auch dann noch wäre ich von höheren kirchlichen Ämtern ausgeschlossen geblieben. Selbst bei den Freimaurern hätte ich niemals Mitglied werden können, und das bei einer Gemeinschaft, die auf Brüderlichkeit so viel Wert legt. Neben der rechtlichen Diskriminierung, denn die 1949 vom Grundgesetz geforderte Gleichstellung mit ehelichen Kindern blieb lange ein frommer Wunsch, gibt es Gruppen, die allein aufgrund der unehelichen Geburt in mir ein minderwertiges Wesen sehen.“

Aus diesen wenigen Aussagen ging hervor, daß Kirche und Religion für Stephan wohl eher ein Problem, weniger eine Hilfe bei der Lebensbewältigung waren. Gewiß, bei vielen Menschen, die nach dem Krieg aufgewachsen sind, spielte Kirche meist eine große Rolle. Sie griff prägend in ihr Leben ein und verursachte dabei nicht unerhebliche Probleme. Viele wandten sich deshalb später von ihr ab. Die häufige Erklärung, mit diesem Schritt Kirchensteuer zu sparen, ist viel zu vordergründig und eher der Ausdruck einer Weigerung der Kirchen, sich kritisch mit ihrer Rolle auseinanderzusetzen, die sie damals spielten. Die Aufarbeitung der Vergangenheit, zumal wenn sie zu unliebsamen Wahrheiten führt, gehört nicht zu den Stärken der Kirchen. Welchen psychologischen Druck hatten sie, zwar gesellschaftlich sanktioniert, nicht in den Heranwachsenden aufgebaut? Man wundert sich, daß nicht mehr Menschen diesen Institutionen

den Rücken gekehrt haben. Auch Stephan hatte sich irgendwann zu diesem Schritt durchgerungen. Ihm war das nicht leicht gefallen, denn die kirchliche Prägung war seit der Kindheit ein Teil seiner Identität geworden.

„Wollen wir weitermachen“, fragte ich. Stephan konzentrierte sich einen Augenblick und begann dann wieder zu erzählen: „Gerade mal 14 Tage auf dieser Welt war ich schon in ein Geflecht von historischen und gesellschaftlichen Verhältnissen eingebunden, die wie Fäden eines Kokons um mich gesponnen wurden. An unsichtbaren Seilen wurde meine Stellung in der Gesellschaft fixiert. Das herausragendste Merkmal jener Zeit war, daß permanent andere, mir ganz fremde Leute über mich verfügten. Nicht einer von ihnen“, Stephan hatte sich, trotz allem, einen feinen Humor bewahrt, „hat auch nur ansatzweise versucht, mit mir ins Gespräch zu kommen. Ich glaube, ich war kaum ein Jahr alt, da trat ich gegen meinen Erzeuger sogar als Kläger auf. Wenig konsequent wurde der Prozeß juristisch ‘Vaterschafts- anerkennungsprozeß’ statt ‘Erzeugeraner kennungsprozeß’ genannt. Weder ich noch meine Mutter, sondern die Behörde hatte die Klage in meinem Namen erhoben. Heute würde man das Handeln ohne Auftrag nennen. Inzwischen war ich offenbar in einem Heim untergebracht worden, über das ich später aber kaum etwas erfahren konnte. Ich habe den Verdacht, daß dieses Heim irgend etwas mit der geplanten Adoption zu tun hatte. Dieser Staat wollte mich loswerden. Als das nicht gelang und ich die Kosten für meine ungewollte Existenz nicht aufbringen konnte, sah sich das Jugendamt legitimiert, in meinem Namen gegen meinen Erzeuger zu klagen. Ob das günstig für die Beziehung zwischen Vater und Kind sei, wurde nicht gefragt. Später im Heim habe ich erfahren, daß solche Prozesse eine Beziehung zwischen Vater und Kind fast unmöglich machen. Doch ein Gutes hatte der Prozeß, ich erfuhr später, als ich Akteneinsicht nahm, etwas über meinen Vater und seine Familie.“

Obwohl abwesend spielte der Vater für Stephan durchaus eine gewisse Rolle, doch hatte er, in der bürokratischen Sprache bereits angelegt, keine günstige Stellung. Zwischen ihm und Stephan, so hatten die Bürokraten bestimmt, bestehe kein Verhältnis der Verwandtschaft. Damit fiel auch die Schutzfunktion fort, die ein Vater gegenüber Frau und Kindern wahrzunehmen hatte. Stephan empfand es als

Herabsetzung, daß er nicht von seinem Vater, sondern nur von seinem Erzeuger sprechen durfte. Er hatte das Gefühl, daß der Staat ihn des Schutzes durch den Vater beraubte. Gerade im Heim hatte er sich einen Beschützer sehnlichst gewünscht. Im Begriff „Erzeuger“, so meinte er, liege Abwertung und Diskriminierung, die nicht so sehr den Vater, sondern vor allem das Kind trifft. Das Wort sei ein Ausdruck dafür, daß dieses Kind nicht den gleichen Wert wie andere Kinder habe. Dem Wort hing etwas Verbotenes und Anrühiges an. Es charakterisierte die Beziehung zwischen Vater und Kind als unsittlich. Stephan glaubte, daß dieses Wort die Ablehnung des Vaters in ihm erzeugen solle. Auch sei es eine Warnung, dem Vater es nicht gleichzutun. An dieser Einschätzung des Vaters hat die Mutter, die doch zumindest in einem Augenblick für ihn eine heftige Neigung gehabt haben muß, nie Korrekturen vorgenommen, denn über ihn verlor sie nur wenige Worte. Im Zusammenhang mit Kindergeldzahlungen untersagte sie jeglichen Kontakt mit dem Vater, weil sie befürchtete, er könne daraus den Anspruch auf Kindergeld ableiten. Die Nonne rief den elfjährigen Stephan vom Spielen und den übrigen Kindern weg auf den Balkon, wo sie diesen Sachverhalt erklärte und ihm eindringlich in Erinnerung rief, daß sein Vater nicht sein Vater, sondern nur sein Erzeuger sei. „Ich war damals“, so berichtete Stephan, „sehr aufgeregt, denn es wurde erwartet, daß mein Vater mit mir Kontakt aufnähme, mich besuchen könnte, doch nichts derartiges geschah.“

„Nun“, so leitete Stephan zum gerichtlichen Teil seiner frühen Jahre über, „mein Vater war 10 Jahre jünger als meine Mutter. Da er noch minderjährig war, trat sein Vater, also mein Großvater, für ihn vor die Schranken des Gerichtes. Er versuchte mit allen Mitteln nachzuweisen, daß ich zu früh geboren sei und deshalb nicht aus der Beibehaltung seines Sohnes mit meiner Mutter hervorgegangen sein könne. Zudem hätte, was jedoch unbewiesen blieb, meine Mutter Umgang mit anderen Männern gehabt. Bereits jetzt, wie später oftmals, ließ meine Mutter mich im Stich. Ich hatte sie durch das Jugendamt als Zeugin benannt, doch der Aufforderung, als Zeuge vor Gericht zu erscheinen, kam sie nicht nach. Verständlich was das insofern, als sie zu dieser Zeit mit meinem Halbbruder schwanger war, und zwar von einem Mann, dessen Name sie noch nicht einmal kannte. Erscheinen

oder Nichterscheinen, beides war das Eingeständnis der Anschuldigung. In dieser kritischen Situation kam mir nur der Umstand zu gute, daß meinem Vater einen Monat vor meiner Geburt ein erster Sohn geboren war, und zwar von jener Frau, die er dann auch ehelichte. Nachdem die Beiwohnung unstreitbar feststand und der Vergleich der Blutgruppen meinen Vater als Erzeuger nicht ausschloß, wurde mein Vater gerichtskundig zu meinem Erzeuger erklärt, mit der Folge, für meinen Unterhalt aufzukommen. Ich aber hatte nicht nur meinen ersten Prozeß, sondern zugleich auch eine tiefe Skepsis gegen jede Art der juristischen Beweisführung gewonnen.“

Ich schaltete das Tonband aus und meinte, daß dies für den heutigen Abend genug sei, zumal ich noch einige Texte korrigieren müsse, die morgen früh zur Redaktion gingen. Ich bat Stephan jedoch, sich an das Vergangene zu erinnern und aufzuschreiben, zumindest Notizen oder Stichworte zu machen, vor allem solle er herausfinden, welche Erlebnisse ihm wichtig sind, welche Erlebnisse ihn geprägt hatten. Dann verabschiedeten wir uns bis zum nächsten Treffen. Es solle der kommende Sonntagnachmittag sein. Ich werde es so einrichten, daß ich dann länger Zeit hätte.

Jener Sonntag war ein trüber Tag. Der März konnte noch recht winterlich sein und so fielen aus den dunklen Wolken auch heute wieder Schneeflocken. Meine Frau hatte Kaffee gekocht und in einer Blechdose sogar noch einige Weihnachtsplätzchen gefunden. Sie meinte, das passe für das Christkind. Dann war sie gegangen. Sie wollte eine Freundin besuchen. Bald darauf klingelte es und Stephan trat in meine Wohnung. Wir tauschten ein paar Freundlichkeiten und Bemerkungen über das abscheuliche Wetter aus. Dann setzten wir uns. Ich goß Kaffee ein und fragte, ob wir loslegen können. Nachdem er zugestimmt hatte, schaltete ich das Tonband ein, und Stephan begann wieder zu erzählen.

„Die Erinnerung an die ersten Jahre meiner Kindheit ist für mich verschwommen und könnten nachträglich durch die wenigen Photographien, die von mir aus dieser Zeit existieren, stimuliert sein. Die bildliche Dokumentation meines Lebens beginnt zwar nicht, wie man erwarten sollte, mit der Photographie eines in die Kamera lächelnden nackten Babys auf einem Bärenfell, sondern mit der Ablichtung eines etwa vier oder fünfjährigen Jungen, der versucht, irgendwelche Bau-

klötze zusammenzustecken. Erinnern kann ich mich daran freilich nicht. Ich weiß nur, daß es in einem kirchlichen Heim war, das hinter Bonn in einer kleinen Stadt am Rhein lag. Diese Information verdanke ich meiner Mutter und fand sie später in den Akten, in die ich Einsicht nahm, bestätigt.“

Stephan hielt inne und nahm ein Plätzchen, das er mit Genuß verspeiste. Ich war aufgestanden und hatte, um die trübe Stimmung, die von außen durch die Fenster fiel, etwas zu vertreiben, ein paar Kerzen angesteckt und auf den Tisch gestellt. Sie erweckten ein bisschen von dem, was man Gemütlichkeit nennt. Nachdem ich mich wieder gesetzt hatte, fuhr Stephan fort: „Etwa ab dem fünften Lebensjahr kann ich der eigenen Erinnerung trauen, denn ich entsinne mich noch sehr genau des Tages meiner Einschulung mit Schulranzen und Schultüte. Sie geschah in Mülheim, einem Vorort von Köln, in der Stadt, die die nächsten Jahre der Ort meines Aufenthaltes wurde und die ich, trotz allem, als meine Heimat betrachten lernte. Zur Einschulung war sogar meine Mutter gekommen und hatte, was wohl ihr Hobby war, von mir Photos gemacht. Mein Bruder war auch da. Ihn hatte ich einige Wochen zuvor kennengelernt. Ich erinnere mich sehr genau daran. Ich spielte mit anderen Kindern, als plötzlich eine Nonne mit einem kleinen dicken Knubbel ankam und mir erklärte, daß dieser mein Bruder sei. ‘Mein Bruder’, sagte ich, ‘davon habe ich noch nie etwas gehört’. Doch die Nonne redete auf mich ein, erzählte etwas davon, daß wir zusammengehörten und zusammenhalten mußten. Meine Mutter wolle es so. Gegen soviel Autorität ist schwer für ein Kind anzukommen. Also nahm ich den kleinen Knubbel an die Hand und zeigte ihm, was ich gerade spielte. Viel abgegeben habe ich mich mit ihm aber nicht. Er trat nur sporadisch in meinen Lebenskreis. Ich weiß noch nicht einmal, ob er in meiner Gruppe blieb, wohl kaum, denn sonst müßte davon etwas in meiner Erinnerung hängen geblieben sein. Obgleich er nur anderthalb Jahre jünger als ich war, habe ich ihn nie als gleichwertigen Spielpartner angesehen. Dafür waren andere Jungs da, die so alt waren wie ich und mit denen man so eigenes anstellen konnte. An einen erinnere ich mich noch heute, wenigstens an seinen Namen, Albert. Ich traf ihn später gelegentlich, verlor ihn dann aber aus den Augen. Wir bauten uns Phantasiegebilde, indem wir Stühle übereinander stapelten und dann zwischen den Stuhlbeinen hindurch in

unsere Burg krochen. So ging es auch im Sandkasten auf dem Hof, wo die großen Jungs Fußball spielten. Mich zog dort häufig ein Gitter an, durch das man in einen wunderschönen Garten sehen konnte, wo Blumen blühten und sich ein gepflegter grüner Rasen ausbreitete. Es war der Klostergarten, wo die Nonnen spazieren gingen und beteten. Wir durften dort aber nicht hinein. Unser Reich war der Hof. Wenn es warm und sonnig war, dann ging auch der Lehrer mit uns auf den Hof. Die Schule war im Heim. Wir hatten nur wenige Schritte zu den Räumen, wo wir unterrichtet wurden. Auf dem Hof sangen und spielten wir dann Bibabutze-Mann und ähnliches. Ich fand das alles sehr lustig und aufregend.“

Stephan hielt wiederum inne, griff nach der Gesäßtasche und zog einen kleinen Zettel hervor. Es war ein Spickzettel, auf dem er sich einige Stichworte notiert hatte. Ich hatte ihm dazu geraten. Daß er diesem Rat gefolgt war, zeigte mir, wie ernst es ihm um seine Geschichte war. Vielleicht hatte er auch das Gefühl, daß ich mich für ihn und sein Leben wirklich interessierte. Ich muß gestehen, für mich war das eine ganz neue Welt. Vieles, was er erzählte, konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen, ja nicht einmal ausdenken. Ich hatte immer angenommen, daß es in den Heimen ganz so wie in einer Familie zugeht. Wenn ich an Heime dachte, dann immer nur an SOS-Kinderdörfer. Nun wurde mir klar, daß ich da einem gravierenden Irrtum aufsaß, aber nicht nur ich, sondern auch viele andere. Es lohnt sich also, etwas genauer hinzusehen.

„Es gab“, so setzte Stephan die Erzählung fort, „aufregende Plätze im Heim. In dem städtischen Heim, in das ich später kam, hat der Schweinestall, denn Schweine gehörten wie auch Hühner damals noch zum Inventar von Kinderheimen, mich immer angezogen. Es waren, von Fischen und Vögeln abgesehen, die einzigen Tiere, die im Heim gehalten wurden. Anders war es im Lehrlingsheim. Dort waren Meer-schweinchen und andere Tiere und vor allem ein tapsiger schizo-phrener Bernhardiner, der auf den Namen Barry hörte, wenn er denn mal hörte, und der morgens zum Wecken auf die Betten gejagt wurde und mich mit seinem seifernden Gebell wach machte. Meine Schadenfreude war nicht gering, als er einmal in eine Steckdose pinkelte. Der Schweinestall hingegen war eine ganz eigene faszinierende Welt. Ich fand Schweine sehr lustig. Wenn wir uns über die Mauer ihres

Auslaufes beugten und ihnen auf den Rücken schlugen, dann liefen sie quiekend davon, kamen aber immer wieder zurück und guckten uns genauso neugierig an wie wir sie.“

„Bevor ich in die Schule kam, um noch einen Ort zu nennen, der mich magisch angezogen hat“, so fuhr Stephan fort, „hatte es mir die Backstube des kirchlichen Heimes angetan. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich dort verbracht hatte. Sie war immer schön warm und vor dem Ofen gab es einen Tritt, den man ein- und ausziehen konnte. Der Abstand vom Boden zur Trittpläche war so hoch, daß ich bequem darunter kriechen konnte. Von dort aus beobachtete ich das Geschehen in der Backstube und dort reifte in mir der Entschluß, Bäcker zu werden. Hätte ich doch nur diesen Brotberuf ergriffen, mir wäre später manches erspart geblieben!“

„Du mußt Dir vorstellen“, so versuchte Stephan mir zu erklären, „daß damals die Kinder in den Heimen in einer ganz eigenen abgeschlossenen Welt lebten. Du siehst und hörst nur das, was um dich herum geschieht. Gewiß, in dem städtischen Kinderheim gab es den Gärtner, den Schuster, Schlosser, Elektriker und Schreiner, doch wir kamen mit diesen nur zusammen, wenn wir etwas zu ihnen bringen oder von ihnen etwas abholen mußten. Damals in der Bäckerei aber, wo ich bleiben und zusehen durfte, wie der Mann, der von außerhalb kam, das Brot formte und dann in den Ofen schob, habe ich zum ersten Mal die Ausübung eines Berufes gesehen. Nach meinem damaligen Weltbild gehörten Lehrer und Erzieher nicht zum Berufsleben. Nur die Handwerker übten einen Beruf aus und ich fand es sehr anziehend, daß sie etwas machten, was man sehen und anfassen konnte. Das war eine reelle Sache.“

Stephan unterbrach die Erzählung und nahm einen Schluck aus der Kaffeetasche. Er bemerkte, daß er den Kaffee ganz vergessen hatte, denn er war schon ziemlich abgekühlt. Dann griff er den Ereignissen voraus. „Als ich“, so hob er an, „mich nach acht Jahren Volksschule für einen Beruf entscheiden mußte, war ich sehr in Verlegenheit. Alles, was ich wußte, war, daß es ein Handwerk sein sollte. Aber die Auswahl war nicht sehr groß, eigentlich hatten wir Kinder von der Berufswelt gar keine Ahnung. Ursprünglich wollte ich aufs Schiff. Einmal im Jahr machte das Heim nämlich einen Schiffsausflug auf dem Rhein. Meist ging es ins Siebengebirge, nach Königswinter, Linz

oder nach Andernach und dann nach Maria Laach. Solche Ausflüge ließen für einen Tag das Heim vergessen. Es gab gut zu essen, sogar richtige Limonade, nicht nur Brause aus dem Tütchen. Als erstes gab es eine Bouillon-Suppe. Ich kann mich nicht erinnern, jemals eine getrunken zu haben, die so gut schmeckte. In Erinnerung geblieben sind mir auch die Fahrten, die die Taxifahrer für die 'Waisenkinder' durchführten. Es ging zu Kaffee und Kuchen ins Bergische Land, doch am spannendsten war die endlose Schlange von Taxis. Alle Leute auf der Straße blieben stehen und konnten vor Staunen kaum den Mund zu bekommen. Doch zurück zum Rhein. Auf den Kähnen, die an uns vorbeifuhren, sah man junge Männer, die Schiffe schrubbten. Das, dachte ich, das könnte ich auch, denn Schrubben hatte ich im Heim gelernt. Wir mußten nämlich hin und wieder den Boden unserer Wohnräume schrubben, mit Terpentin und Bohnerwachs, damit der Boden wieder hell und sauber wurde. Dann wurde gebohnt, bis der Boden nur so strahlte. Ich erinnere mich, daß es in den Räumen immer eigenartig nach Terpentin und Bohnerwachs roch. In den Neubauten war das jedoch nicht mehr notwendig, denn in ihnen wurde ein Bodenbelag verwendet, der nur mit einer Lauge geputzt werden mußte.“

Ich war aufgestanden, denn eine der Kerzen drohte, nachdem das Wachs sich eigenmächtig einen Ausfluß geschaffen hatte, zu verlöschen. Ich mußte, um nicht Schelte von meiner Frau einzustekken, dieses Problem lösen. Im Schrank auf dem Flur fand ich auch bald Ersatz, tauschte die Kerzen aus, zündete sie an und meinte: „Jetzt kann es weitergehen!“ „Bei der Berufswahl machte sich“, so setzte Stephan seine Ausführungen fort, „die Isolation im Heim sehr nachteilig bemerkbar, wenigstens für mich. Es war kein Vater da, der abends von der Arbeit nach Hause kam, der Freunde und Kollegen hatte, die unterschiedliche Tätigkeiten ausübten, wo man auch schon mal fragen konnte, was sie da eigentlich machten. Das Bild der Berufswelt, das den Nonnen vorschwebte, war sehr eingeschränkt. Es hatte meist mit ihrer eigenen Herkunft zu tun und spiegelte eine Wirklichkeit wider, wie sie vor dem Ersten Weltkrieg und danach bestanden hatte. Ein beliebter Vorschlag war Bauer. Sicher, ich fand Schweine ganz lustig, aber das abgemähte Korn zu Garben zu binden, fand ich wenig aufregend. Ich wollte aufs Schiff. Doch die Nonne war dagegen. Vielleicht ahnte sie, daß versteckt dahinter der Wunsch nach Freiheit

stand, der Wunsch, endlich der Heimsituation entfliehen zu können. Ich hatte das damals nicht begriffen, spürte nur eine Sehnsucht nach einer unbekanntem Welt, die anders war als das Heim. Doch daraus wurde nichts. Ich kam ins Lehrlingsheim und erlernte einen Mechanikerberuf, weshalb, ist mir selbst nie klar geworden. Aber irgend etwas mußte man doch machen. Im achten Schuljahr stand die Berufswahl an und da mußte man sich eben entscheiden.“

Stephan hielt inne, nahm ein Plätzchen und aß es nachdenklich. Dann nahm er einen Schluck Kaffee und setzte an, um eine entscheidende Episode zu erzählen. „Ich weiß nicht warum“, begann er, „aber an einem Sonntag, ich war damals sechs Jahre alt, wollte ich nicht in die Kirche gehen. Und nun bekam ich zu spüren, was es heißt, ungefragt in eine Kirche aufgenommen zu sein und deren Pflichten nicht nachzukommen, denn nun setzte es Prügel. Die übrigen Kinder gingen mit der Gruppenschwester in die Kapelle. Sie lag direkt neben dem Tagesraum unserer Gruppe, wo wir spielten und aßen, und dem Altersheim, das zu dieser kirchlichen Einrichtung gehörte. Ich erinnere mich, daß wir in dieser Kapelle gebetet haben, als der Ungarnaufstand losging. Doch von Politik verstand ich damals nichts, dennoch spürte ich die Bedrohung. Nachdem die Nonne, die ich immer als sehr lieb empfunden habe - sie starb übrigens ein paar Jahre später eigenartigerweise mit drei weiteren Nonnen innerhalb weniger Tage - also, nachdem die Nonne mit den Kindern zur Kirche gegangen war, machte 'die' Fräulein, wie wir zu sagen pflegten, sich über mich her. Annemarie hieß sie. Diesen Namen werde ich nie vergessen. Was viele Menschen nicht wahrhaben wollen, Frauen können sehr grausam sein. Diese Erfahrung mußte ich nicht nur einmal, sondern oft machen, denn von ihnen habe ich auch später viel Prügel bezogen. Sie schlugen nicht nur mich grün und blau. Manche Flecken und Striemen gingen erst nach Tagen fort. Doch die erste deftige Prügel, an die ich mich erinnern kann, war wohl die angemessene Antwort auf das große Vergehen, daß ich an jenem Sonntag nicht in die Kirche gehen wollte. Ich muß fürchterlich geschrien haben. Ich glaube, daß man es durch die Wand hindurch auch in der Kapelle gehört hat, denn plötzlich stand die Mutter Oberin im Raum. Ich weiß nur, daß sie mich in die Kapelle mitnahm und daß ich schluchzend und weinend neben ihr sitzen durfte. Ich verstand überhaupt nicht, was geschehen war.

Wieso durfte ich nicht sagen, daß ich nicht in die Kirche wollte? Was war daran so schlimm? Ich verstand gar nichts mehr. Nach dem Gottesdienst wurde mir erzählt, daß Kinder, die Sonntags nicht in die Kirche gehen, nicht aus dem Fenster schauen dürfen, denn sie sollen raus fallen und dann tot sein. Das waren bedrohliche Worte und ich verstand, daß es da etwas gibt, das mir gewaltige Schmerzen und Qualen und sogar den Tod bereiten konnte. Ich glaube, ich habe damals einen gewaltigen Knacks bekommen. Die Erzieherinnen müssen das gewußt oder zumindest geahnt haben, denn mit Vorliebe schlugen sie auch später in diese Kerbe. Vor dem Hintergrund dieser Erlebnisse habe ich bis heute nicht verstanden, wie Jungs aus dem Heim später Erzieherinnen sogar heiraten konnten. Das ist mir ein Rätsel. Vielleicht ist in diesen Fällen die angestrebte Verhinderung von Bindungen nicht gelungen oder völlig in ihr Gegenteil umgeschlagen.“

Stephan blickte mich an, als ob er fragen wollte, verstehst Du, was damals mit mir geschehen ist? Ich machte eine Pause und sagte ihm: „Wenn Du noch Kaffee möchtest, dann muß ich nochmals Wasser aufsetzen“. Er bejahte die Frage und folgte mir still die wenigen Schritte in die Küche. Wir sprachen kein Wort. Mir fiel es schwer nachzuvollziehen, was mit ihm geschehen war. Dann ertappte ich mich bei dem Gedanken, wie ich das Erzählte so in Worte fassen könne, daß der Leser eine Ahnung von den psychischen Wirkungen dieser Vorgänge bekomme. Es ging ja nicht um die Prügel, sondern um das, was man ihm eingebleut hatte. Man hatte ihm klar gemacht, daß Frauen grausam sind. Wie sollte er ihnen jemals trauen? Stephan lernte zwar mit dieser Situation umgehen, fand einige Frauen später auch ganz attraktiv und charmant, doch an sich heran ließ er sie nicht kommen. Da war eine Schranke in ihm, an der ein Warnlicht aufleuchtete, wenn eine Frau ihm zu nahe kam. Das ging nicht.

Um das Schweigen zu beenden, fragte ich: „Wie war denn das Verhältnis zu Mädchen im Heim?“ „Der Umgang mit Mädchen“, so hob Stephan in der Küche an, „wurde nicht gern gesehen und streng unterbunden. In den Klassenräumen kamen Jungs und Mädchen jedoch zusammen und da gab es unbeaufsichtigte Augenblicke, wenn der Lehrer mal herausgerufen wurde oder der Rektor, der das siebente und achte Schuljahr unterrichtete, ans Telefon mußte. Wenn aber eine Anbändelung aufflog oder gar ein Zettel gefunden wurde, den ein Jun-

ge einem Mädchen zugesteckt hatte, dann war eine Standpauke fällig und vor allem die Jungs wurden vor der Klasse bloßgestellt. Ich habe diese Tändeleien zwischen Jungs und Mädchen immer als unschuldige Spielereien gesehen, verstand gar nicht, was die Lehrer und Erzieher eigentlich darin hineingeheimsten. Erst viel später wurde mir klar, daß sie an einer vorgeschobenen Sexualneurose litten, die den Machtmißbrauch legitimierte. Selbst wenn ich mit einem Jungen raufte, konnte es geschehen, daß die Nonne schon darin einen Verstoß gegen das Sechste Gebot sah. Manchmal denke ich an diese Vorgänge und frage mich, wie die vorgeführten Jungs später im Leben mit Frauen zurecht gekommen sein mögen? Mir wurde klar“, so fuhr Stephan nach einer kurzen Pause fort, „daß die Erzieher und Lehrer an die Folgen ihres Handelns nie gedacht haben. Diese interessierten sie offenbar nicht. Die Hauptsache war die Wahrung der äußeren Ordnung“. Der Kaffee war durchgelaufen und wir gingen zurück in mein Arbeitszimmer. Ich füllte die Tassen, goß Milch hinein, und ließ langsam etwas Zucker in meine Tasse hineinrieseln. Nachdem ich die ersten Schlucke genossen hatte und Stephan bereit war, schaltete ich das Tonband wieder ein und ließ ihn weiter erzählen.

„Also“, so nahm er den Faden wieder auf, „die erste deftige Prügel hat mein Leben entscheidend verändert. Ob sie auch der Grund dafür war, weshalb ich und mein Bruder in das städtische Heim verlegt wurden, weiß ich nicht. Doch nicht lange danach muß es gewesen sein, da hieß es eines Morgens aus heiterem Himmel packen und den vertrauten Ort verlassen. Mit der Straßenbahn ging es nach Sülz, wo das städtische Heim angesiedelt war. Dort sollte ich die nächsten Jahre verbringen, die Volksschule durchlaufen und dann in die Lehre gehen. Meine Übersiedelung wurde bürokratisch ‘verlegen’ genannt.“

„Dieses Wort“, so setzte Stephan zu einem Exkurs an, „wurde mir zum Kennzeichen des Umgangs der Behörden mit Heimkindern. Ich glaube, es gibt keinen Ausdruck, der das Verhältnis des Staates zu den Heimkindern besser ausdrückt. Damit meine ich nicht einen isolierten Aspekt dieses Wortes, sondern alle Möglichkeiten seines Gebrauchs zusammen. Es beinhaltet den Ortswechsel, der meist die Existenz bedrohte, denn ‘verlegen’ bedeutete für die Kinder oft den Abstieg vom Heim in die Erziehungsanstalt mit erheblichen negativen Folgen für das spätere Leben. Es bedeutete aber auch das unbe-

dachte Ablegen einer Sache, etwa einer Akte, an einem Ort, wo man sie nicht suchen würde, vielleicht auch unbewußt nicht finden will, ganz nach dem Motto 'Aus den Augen, aus dem Sinn'. Mit einem angeblich schwierigen Kind wollte man nichts zu tun haben. Statt sich der Schwierigkeit zu stellen, wurde das angeblich schwierige Kind in eine andere Gruppe oder Anstalt abgeschoben. Das Wort 'verlegen' drückt aber auch das unbehagliche Gefühl aus, bei einer Handlung ertappt zu sein, die man eigentlich nicht hätte begehen dürfen. Alle diese Aspekte", so Stephan, „schwingen in diesem Wort mit.“

Stephan mochte die bürokratische Sprache nicht, die Kinder als Akten und Fälle betrachtet und behandelt. Er spürte, daß hier etwas nicht stimmte, doch als Kind war er nicht in der Lage, dieses Unbehagen zu artikulieren und auszudrücken, zumindest nicht in der Form, wie Erwachsene das erwarteten. Sein Unbehagen entlud sich vielmehr ungewollt in Aggressionen, Bettnässen und stiller Verweigerung, die ihm den Ruf einbrachten, schwierig und schwer erziehbar zu sein. Nach den Gründen fragte freilich niemand.

„In den Heimen“, so erläuterte Stephan, „waren wir eigentlich nur Akten. Wir waren auf den Status von Akten reduziert. Nur was in der Akte stand, hatte Realität. Das vieles von dem, was mit uns geschah, nicht darin erwähnt ist, störte niemanden. Als ich meine durch Briefe der Mutter angeschwellenen Akten las, habe ich nirgends einen Hinweis darauf gefunden, daß ich von Erziehern geprügelt wurde. Nach meiner Erinnerung gab es von den Kindern, die ich kannte, nur wenige, die nicht irgendwann eine deftige Abreibung erhalten haben. Die Anlässe waren meist nichtig und beruhten nicht selten auf Ungeschicklichkeit, wenn zum Beispiel eine Tasse mit Kakao oder Milch umgeworfen wurde oder ein Teller aus der Hand fiel. An ausgesprochen böartige Kinder kann ich mich nicht erinnern. Besonders gefürchtet war bei uns der Auftritt der Nonne während des Mittagessens, wenn sie aus der Klausur zurückkam. Regelmäßig setzte es dann für einen von uns Ohrfeigen mit dem Hinweis, daß eine andere Nonne irgendetwas gesehen haben will, was man nicht hätte tun dürfen. Ob die Anschuldigung zutraf, wurde nicht gefragt. Manchmal bekamen, wo sie schon mal dabei war, andere direkt ein paar Ohrfeigen mit. Eines konkreten Fehlverhaltens bedurfte es dafür nicht. Wir Kinder sahen in der Klausur, wo die Nonnen sich zum Essen versammelten, eine

Klatsch- und Tratschbude. Wenn eine Strafe auch notwendig erschien, dann waren doch, so empfanden wir Kinder, Häufigkeit und Maß der Prügel in keiner Weise gerechtfertigt. Wir Kinder waren den Erziehern hilflos ausgeliefert und keiner war da, der uns beschützte.“

Dann machte Stephan eine mir überraschende Mitteilung. „Du wirst es nicht glauben, aber die Nonne, die mich oft brutal geprügelt hat, hat sich später bei mir entschuldigt und gesagt, daß sie bei mir viel falsch gemacht habe. Das hätte ich ihr eigentlich nicht zugetraut. Trotz allem hatte sie sich einen Sinn für Gerechtigkeit bewahrt. Sie erzählte mir auch, daß sie manchmal aus Akten Berichte entfernt habe, weil sie zu ungünstig für die Kinder gewesen seien. Ein Junge, mit dem ich zusammen in der Gruppe war und der später auch Einsicht in seine Akte nahm, erzählte mir, daß sie quer über den Bericht einer anderen Nonne groß geschrieben hat ‘stimmt nicht’. Die Rivalität unter den Erziehern schlug sich also auch in den Akten nieder. Doch abgesehen davon könnte ein Historiker, der nach Aktenlage eine Geschichte der Heimerziehung schreiben würde, glauben, daß es körperliche Züchtigung, von den seelischen Grausamkeiten ganz zu schweigen, in den Heimen gar nicht gab. Auch wenn er sich einer skeptischen Quellenkritik befleißigen würde, so würde er den Umfang und die Häufigkeit der verabreichten Prügel nicht ermessen können. Wenn Probleme auftauchten, so stand es in den Akten, dann waren diese in den Kindern begründet. Daß die Erzieher ein wesentlicher Teil des Problems waren, ja die Heimerziehung das Problem erst schuf, wird schlicht unter den Teppich gekehrt. In der Rückschau zeigen mir die Erzieher mehr Verhaltensauffälligkeiten als die Kinder.“

Mir schien der Gedanke so erstaunlich, daß ich unterbrach und Stephan fragte: „Hast Du eine Erklärung dafür?“ „Nun“, so begann Stephan, „das heimpädagogische Ziel war damals, wie ich in einer kurzen Geschichte des Sülzer Kinderheimes aus Anlaß seines fünfzigjährigen Bestehens gelesen habe, das Bestreben, keine Bindungen entstehen zu lassen. Die Bindungsfähigkeit des Kindes, mit dem es Schutz und Sicherheit sucht, sollte systematisch untergraben werden, und das ist, wie die Erfahrung lehrt, mit katastrophalen Folgen für das Leben der Kinder auch oft gelungen. Das nannte man ‘von sich weg erziehen’. Dem Grundbedürfnis des Kindes für eine gesunde seelische Entwicklung wurde bewußt entgegengearbeitet, und damit schuf das Heim

die Probleme der Kinder, auf die das Heim, so merkwürdig es klingen mag, heilend antworten sollte.“

Stephan machte eine Pause, nahm einen Schluck Kaffee und schaute eine Weile in das Kerzenlicht. Dann nahm er seine Aktenkritik wieder auf: „Also, nicht ich, sondern die Akte, die über mich geführt wurde, war wichtiger als ich, denn darin stand die Wahrheit über mich geschrieben. Ich habe Akten zu mißtrauen gelernt, denn in meinen Akten fand ich keinen Hinweis darauf, wie ich die Situation erlebt oder eingeschätzt hatte. Das ‘audiatur et altera pars’ war für Heimkinder außer Kraft gesetzt. Immer gab es andere Leute, die glaubten, objektiv über mich schreiben zu können, und den Anspruch erhoben, mich zu kennen und zu wissen, wo meine Schwächen und vor allem wo meine sittlichen Schwachpunkte lagen, für was ich geeignet bin und was für mich das Beste sei. Soviel Überheblichkeit, wie in Akten von Heimkindern anzutreffen ist, kann sich kaum ein Mensch vorstellen. Verzeih mir“, unterbrach Stephan den Erzählfluß, „ich bin nicht gut auf Akten zu sprechen, denn regelmäßig bezog ich eine Abreibung, wenn mal wieder ein Bericht über mich geschrieben werden mußte. Schließlich könne man über mich nur Unerfreuliches schreiben.“

Nach diesem Exkurs beendeten wir die Sitzung für den heutigen Sonntag, denn ich sah, daß Stephan ziemlich aufgewühlt war. Für eine ruhige Darstellung der Dinge, so dachte ich, mag die emotionale Erregung nicht günstig sein. Wir verabredeten uns für die kommende Woche zur gleichen Zeit. Ich wolle, so sagte ich Stephan, mir inzwischen Gedanken darüber machen, in welcher Form seine Geschichte der Öffentlichkeit präsentiert werden könne. Ich wollte dazu Vorschläge machen. Doch auch ich mußte das Gehörte erst einmal verdauen und Abstand gewinnen. Die Geschichte müsse verständlich und doch authentisch sein. Ganz leicht, das ahnte ich, wird das nicht werden.

Den nächsten Sonntag saßen wir also wieder zusammen. Das Wetter war ein wenig besser. Die Sonne schien sogar zwischendurch. Der Kaffee und auch ein Sandkuchen mit Schokoladenguß, den meine Frau gebacken hatte, standen bereit. Stephan war gut gelaunt und so plauderten wir nicht lange über die Fußballspiele von gestern, sondern gingen gleich zur Sache. Ich schaltete das Tonband ein und Stephan begann wieder zu erzählen. „Wie beim letzten mal schon angesprochen, wurde ich mit meinem Bruder in ein städtisches Heim verlegt. Es war

im Herbst, denn ich hatte in dem erwähnten kirchlichen Heim das erste halbe Schuljahr hinter mich gebracht und darüber auch ein Zeugnis erhalten. Als ich begriff, was mit mir und meinem Bruder geschah, begann ich zu weinen und konnte mich überhaupt nicht beruhigen. Wir saßen in einem Raum, wo das Aufnahmeverfahren durchgeführt wurde. Dort wurden wir auch ärztlich untersucht. In dem Raum, in dem wir saßen, kamen Nonnen herein, die sich wunderten, daß ein so großer Junge noch weinte, denn so schlimm sei das doch gar nicht, was mit mir geschehe. Mein Bruder saß ganz still da, sagte kein Wort und wartete ab, was geschehen werde. Für mich war jedoch eine Welt zusammengebrochen. Ohne mich zu fragen oder auch nur den Vorgang zu erklären, wurde ich aus der gewohnten Umgebung gerissen und mit Leuten zusammengebracht, die ich nicht kannte. Was in mir vorging, hat niemand verstanden oder verstehen wollen. Aber das war erst der Anfang.“

„Nachdem die Aufnahme abgeschlossen war“, ich meinte in Stephans Stimme ein leichtes Zittern zu vernehmen, „kamen wir in eine Gruppe, die eine junge Nonne leitete. Man ließ mich in Ruhe, denn man glaubte, das ich mich schnell in die neuen Verhältnisse eingewöhnen werde. Das Drama begann aber so richtig, als es ins Bett gehen sollte. Wahrscheinlich kann auch das, was dann geschah, niemand verstehen. Ich sollte ein Nachthemd anziehen. Das wollte ich aber nicht, denn ich hatte, soweit ich mich erinnern konnte, nie Nachthemden getragen. Nachthemden waren für Mädchen. In dem Paket, das wir mitgebracht hatten, waren Schlafanzüge. Unsere Mutter hatte einige Zeit zuvor rosafarbige, flauschige Schlafanzüge für mich und meinen Bruder gekauft. Diese waren griffbereit und deshalb wollte ich meinen haben. Doch ich bekam ihn nicht. Ich habe ihn nie wieder getragen. Was mit unseren Sachen geschehen ist, weiß ich bis heute nicht. Ich weigerte mich also, das Nachthemd anzuziehen. Ich saß splitternackt auf dem Fußboden des großen Schlafsaales, weinte und verlangte nach meinem Schlafanzug. Einige Nonnen kamen herein, machten abfällige Bemerkungen über mich, doch meiner Bitte um den Schlafanzug wollte niemand nachkommen. Irgendwann war ich freilich so erschöpft, daß ich mir das Nachthemd überstreifen ließ und ins Bett ging. Am nächsten Morgen fand das Drama seinen Höhepunkt, denn ich hatte eingenäßt. Mit samt der Bettwäsche wurde ich

splitternackt in eine Badewanne gestellt. Die Nonne rieb mir das nasse Bettuch durchs Gesicht und duschte mich anschließend kalt ab. Diese Nachthemdgeschichte“, so kam Stephan zum Schluß, „kommt mir oft ins Gedächtnis. Ich habe sie auch nicht selten erzählt, bin mir aber nie sicher gewesen, ob andere begriffen haben, was sie für mein Leben bedeutet. Ich glaube, sie hatte viel mit meiner Identität als Junge zu tun. Sicher weiß ich das natürlich nicht.“

Da Stephan schwieg, nahm ich diesen Faden auf und fragte nach, ob er sich recht erinnere. Ich fand es, gelinde gesagt, skandalös, was man da mit einem noch nicht siebenjährigen Jungen gemacht hatte. Stephan bestätigte meine Auffassung und sagte, daß das die übliche Behandlungsart gewesen sei. Sie machte das auch mit anderen Kindern. Man sollte eigentlich meinen, entgegnete ich, daß eine junge Frau eher Verständnis für Kinder mitbringe, aber dem war wohl nicht so. Stephan erzählte, daß er mit dieser Nonne in den nächsten Jahren immer wieder zusammen getroffen sei, denn sein Bruder blieb in ihrer Gruppe, doch sie hat es nicht über sich gebracht, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Er glaube, es läge daran, daß sie seine Verlegung in ein Erziehungsheim nicht durchsetzen konnte. Ich schüttelte verwundert den Kopf und bat Stephan, mit der Erzählung fortzufahren.

„Weiß Du“, begann Stephan zunächst, „ich glaube, die Kinder können überhaupt nichts gegen das Einnässen tun, zumindest habe ich immer empfunden, daß das ohne meine willentliche Beteiligung geschah. Meist träumte ich, daß ich auf der Toilette war und da war es schon passiert. Ich kann mich übrigens nicht daran erinnern, daß ich in dem kirchlichen Heim eingenäßt hätte. Das erste Mal, wo mir dieses bewußt wurde, war in dem geschilderten Vorgang. Danach geschah es dann relativ häufig. Erst spät bekam ich das unter Kontrolle. Aber ich erinnere mich, daß wir fast jeden Morgen mit einem fürchterlichen Geschrei und Gezeter geweckt wurden, weil die Nonne entdeckte, daß jemand eingenäßt hatte. Diese künstliche Aufregung habe ich als viel schlimmer empfunden als die Tatsache, daß ein Kind ins Bett gemacht hatte. Unter uns Kindern wurde das Wort ‘Bettnässer’ zwar auch als Beschimpfung gebraucht, aber so weit ich mich erinnere, nicht sehr oft. Bis heute weiß ich eigentlich nicht, was der eigentliche Mechanismus des Bettnässens ist, wie das geschieht und was man vernünftigerweise dagegen unternehmen kann. Bevor die Nonne selbst ins

Bett ging, weckte sie diejenigen, die häufig ins Bett machten und schickte sie zur Toilette, genutzt hat es nur in wenigen Fällen. Erst mit der Zeit verlor sich dieses Phänomen.“

„Die Nachthemdgeschichte“, so nahm Stephan den ursprünglichen Faden wieder auf, „war also so gravierend, daß ich nicht in der Gruppe bleiben konnte. Die junge Nonne weigerte sich, mich zu behalten und setzte alles in Bewegung, daß ich in eine Erziehungsanstalt käme. Sie konnte auch den Direktor des Heimes davon überzeugen, und so dauerte es nicht lange, bis ich in eine andere Gruppe verlegt wurde. Es war eine sogenannte Aufnahmegruppe, in der die Kinder nur kurzzeitig blieben, bis entschieden war, wo sie hinkommen sollten. Obgleich es ein katholisches Heim war, gab es dort auch eine Aufnahmegruppe für evangelische Kinder.“

„Übrigens“, so schweifte Stephan ab, „bei den Evangelischen waren Jungs und Mädchen gemischt. Einer der Jungs aus meiner Gruppe, er hieß Philipp, hatte von seiner Mutter, die sich rührend um ihn sorgte, Schallplatten erhalten. Unsere Fräulein hatte um 5 Uhr Dienstschluß. Nachdem dann die Nonne abends um 6 Uhr zum Gebet und anschließend zum Essen in die Klausur gegangen war, waren wir also eine Stunde allein. Dann holte Philipp die Schallplatten und den Apparat heraus, der bei uns gewöhnlich zum Abspielen von Weihnachtsliedern benutzt wurde. Von nebenan kamen die älteren Mädchen rüber und dann wurde Rock n Roll getanzt. Das durfte natürlich niemand erfahren, und eine Viertelstunde vor sieben Uhr, bevor die Nonne zurückkam, wurde alles wieder weggeräumt und dann sah es aus, als sei nichts besonderes geschehen. Doch lange blieb Philipp nicht in der Gruppe und mit ihm gingen natürlich die Schallplatten und die Einblicke in die Welt der großen Jungs für uns kleine Jungs, die wir nur staunend zuguckten, verloren.“

„Also, in der Aufnahmegruppe“, so nahm Stephan die ursprüngliche Erzählung wieder auf, „saß ich gleichsam in Abschiebung. Doch so einfach ging es dann doch nicht. Da meine Mutter, was ich damals freilich nicht wußte, das Aufenthaltsbestimmungsrecht für mich besaß, mußte sie zustimmen. Sie wollte aber, vielleicht eine Erinnerung an ihre eigene Zeit im Kinderheim, daß ich mit meinem Bruder zusammen bliebe. Sie verweigerte daher die Zustimmung. So kam es, daß ich mehrere Jahre in dieser Aufnahmegruppe verweilte. Die dortige

Nonne schien zunächst ganz lieb zu sein, doch ich lernte sie auch als eine sehr grausame Frau kennen. Zu meiner Disziplinierung sagte sie oft, daß ich, wenn ich nicht pariere, in ein Heim für Schwereerziehbare komme. Bisher habe sie das verhindert, doch sie müsse nur ein Wort sagen, dann würde ich schon morgen in ein solches Heim verlegt. Als ich später meine Akte las, stellte ich fest, daß das gar nicht stimmte. Meine Mutter hatte ihre Zustimmung nicht gegeben und so verhindert, daß ich in ein Erziehungsheim kam. Die Nonne wußte, daß ich die Akte gelesen hatte. Als ich sie wieder einmal besuchte, kam sie ungefragt darauf zu sprechen und meinte, daß das damals akut gewesen sei und ihr Vorschlag sei darauf gerichtet gewesen, mich in ein Heim zu verlegen, das von Nonnen und nicht von Patres oder Brüdern geleitet wurde. Sie glaubte, daß Nonnen für mich besser seien. Sie wollte mich den harten Erziehungsmethoden der Brüder nicht aussetzen.“

Stephan nahm ein Stück des Sandkuchens und einen Schluck Kaffee, dann sagte er: „Auch wenn das merkwürdig erscheint, will ich doch noch sagen, daß ich mit dieser Nonne ein eigenartiges Verhältnis hatte. Ihre Drohung bewirkte, daß ich in ihr eine Art Rettungsanker sah, der mich vor Schlimmerem bewahre. Ich wollte daher alles tun, um nicht ins Erziehungsheim zu kommen. Obwohl ich oft von ihr geprügelt wurde, habe ich unbewußt zu ihr dennoch eine tiefe Bindung aufgebaut und mich stark mit ihr identifiziert, ihre Anschauungen und ihre Regeln übernommen und sogar versucht, da das oberste Glied ihrer kleinen Finger eine Schrägstellung aufwies, auch meinen kleinen Finger diese Form zu geben, indem ich sie häufig entsprechend gebogen habe. Noch heute kann ich, wenn ich genau hinsehe, bei mir eine leichte Schrägstellung dieses Fingergliedes erkennen. Doch was auf der einen Seite gut war, stellte sich auf der anderen Seite als die schlechteste Überlebensstrategie heraus, denn wenn Fräuleins oder Praktikantinnen allein die Aufsicht über uns führten, dann hieß es ‘jetzt wird gemacht, was ich sage’. Wenn ich darauf hinwies, daß die Nonne das aber anders machte, wurde ich zurechtgewiesen und der Nonne nachher mitgeteilt, daß ich mich geweigert hätte, den Anweisungen zu folgen. Und da die Schwester nun mal der Auffassung war, ich hätte den Erziehern zu gehorchen, setzte es mal wieder Ohrfeigen oder sogar richtige Prügel. Ich konnte machen, was

ich wollte, ich saß zwischen allen Stühlen, konnte diesem Teufelskreis nicht entkommen. Mein Sinn für Gerechtigkeit wurde ziemlich rampoziert. Aber ich hatte keine Wahl, ich mußte, um die Verlegung in ein Erziehungsheim zu vermeiden, mich an diese Nonne halten, und sie ahnte oder spürte das.“

„Ich war,“ so fuhr Stephan fort, „was wieder einmal den Vorschriften nicht entsprach, zum Dauerkind in der Aufnahmegruppe geworden. Erst einige Jahre später, als die Nonne eine Dauergruppe im Ursula Haus übernahm, wechselte ich mit ihr in einen normaleren Zustand. Zunehmend mit den Abläufen in der Aufnahmegruppe vertraut, wurde ich zu Arbeiten herangezogen, die jede für sich zwar harmlos sind, doch für mich zu einer festen Beschäftigung wurde. Ich mußte die Vogelkäfige und das Aquarium sauber halten, das Futter für sie in einem Fachgeschäft einkaufen, das Gartenstück, das unserer Gruppe zugewiesen war, pflegen, die Duschen im Keller wischen, den Brotkasten zur Brotstube bringen, mitten in der Nacht, wenn die Nonne nicht daran gedacht hatte, Handtücher in den Umkleideraum, der im Keller lag, bringen und dort aufhängen. Während die anderen Kinder spielten oder schon schliefen, war ich mit irgendwelchen Arbeiten beschäftigt. Als ich etwas älter war, wurden mir Besorgungen in der Stadt aufgetragen. Meist standen sie in Verbindung mit der Kirche. So mußte ich Hostien, 2000 kleine und fünfzig große, oder Kerzen oder die heiligen Öle holen oder irgendwelche Sachen ins Kloster zum Guten Hirten bringen. Ich tat das nicht ungern. Heute glaube ich jedoch, daß meine damalige Gefühlslage durch das Einschwingen auf die Wertordnung der Nonnen eine gewisse sozial akzeptierte Stabilität erlangte. Auch wenn ich für meine Besorgungen keine Anerkennung erhielt, hat mich dieser Gleichklang der Gefühle doch vor manchen Widrigkeiten bewahrt. Noch heute staune ich darüber, wie die Psyche unbewußt nach einer Überlebensstrategie sucht und manchmal auch findet. Wenn sich diese jedoch verfestigte, dann waren freilich die Probleme für das weitere Leben schon vorprogrammiert, denn das Leben außerhalb des Heimes hielt sich nicht an die Regeln, die den Kindern im Heim beigebracht wurden. Wie dem auch sei, ich kam ein wenig in der Stadt herum. Meist war das nach den Schulaufgaben, wenn die anderen Kinder zum Spielen gingen. Kamen sie so gegen fünf oder halb sechs vom Spielen wieder herein, war auch ich wieder da, pünktlich zum Duschen.“

„Das städtische Kinderheim in Sülz“, so fuhr Stephan nach einer kurzen Unterbrechung fort, „war ein großer Komplex aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Hinter vorgehaltener Hand, und nicht für meine Ohren bestimmt, wurde von älteren Nonnen schon mal angedeutet, daß die Nazis Kinder aus dem Heim geholt hätten. Doch darüber wurde der Mantel des Schweigens gebreitet. 1967 wurde das fünfzigjährige Bestehen dieser Einrichtung gefeiert. Der Kardinal war gekommen und im Festsaal wurden viele Reden gehalten. Auch ein protestantischer Superintendent war da. Er sprach gut. Ich hatte noch nie einen evangelischen Geistlichen reden hören. Er hat mich sehr beeindruckt, obwohl ich katholisch war. Doch zurück zu diesem Komplex. Als ich im Herbst 1956 dorthin verlegt wurde, stand von der Kirche nur der Turm und das Ursula Haus, in dem ich später in eine Dauergruppe kam, stand noch nicht. Linke Seite vom Eingang aus gesehen waren Gebäude, die nach dem Krieg wieder errichtet worden waren, rechte Seite war hingegen alles ältester Baubestand, der in den nächsten Jahren nach und nach erneuert wurde. Ich vermute, daß in diesem Heim damals gut 800 Personen lebten. Es gab eine Säuglingsstation, eine Krankenabteilung und, am Rande, ein Lehrlingsheim. Es gab einen Hühner- und Schweinestall, eine große Wäscherei, eine große Küche und die Volksschule. Auch eine Haushaltsschule für Mädchen mit Kleider- und Weißnähschule und eine Schwesternschule für Kranken- und Säuglingspflege war hier, sowie eine Gärtnerei und Werkstätten für die Handwerker. Wir hatten einen eigenen Priester und eine Kapelle, erst eine kleinere, dann, nach dem Wiederaufbau, eine richtige große Kirche. Einen Arzt, manchmal sogar zwei, gab es auch. Eine Nonne leitete das Musikzimmer. Zudem gab es eine Bücherei, aus der wir Abenteuerromane, Karl May und ähnliches ausleihen konnten. Neben den Nonnen lebten auch viele Fräuleins und Angestellte in diesem Heim. Die Schwesternschülerinnen wohnten im Aufnahmegebäude über uns und wir hörten sie manchmal zur abendlichen Stunde singen, wenn wir schon im Bett lagen. Auch eine Verwaltung gab es. Wie die Handwerker wohnten deren Angestellten jedoch meist außerhalb des Heimes.“

„Für die Besorgungen in der Stadt“, so kam Stephan auf sein Thema wieder zurück, „mußte ich zunächst zur Verwaltung. Dort bekam ich zwei Fahrscheine für den Bus oder die Straßenbahn. Eine Fahrt kostete damals 20 Pfennig. Als ich wieder einmal Fahrscheine brauchte

und danach fragte, kam der Vorsteher der Verwaltung, damals im Rang eines Amtmannes, herein, fragte, was ich wolle, und regte sich dann fürchterlich darüber auf, daß ich Fahrscheine wolle und die Wege nicht zu Fuß mache. Ich hatte oft den Eindruck, daß im Heim meine Arbeit und Tätigkeit nicht geschätzt wurde. Mich hat das dumme Gerede des Amtmannes schwer verletzt, zumal ich für diese Besorgungen ja nichts erhielt.“

„Erst als ich 16 war“, Stephan schweifte wieder ab, „und bei den Pfadfindern Dieter, einen Studenten, kennenlernte, der mir eine ganz neue Welt öffnete, war da zum ersten Mal einer, der mir etwas zutraute, meine Arbeit zu schätzen schien. Das war das erste Mal, wo ich das Gefühl hatte, als Mensch ernst genommen zu werden. Mit ihm konnte man sprechen und sich gleichberechtigt absprechen, was man tun wollte. Man war nicht nur Befehlsempfänger für Handlangerdienste, sondern in den Entscheidungsprozeß einbezogen. Jetzt konnte ich auch beweisen, was in mir steckte. Wir haben zusammen bei den Pfadfindern dann einiges in Bewegung gesetzt. Der Direktor des Heimes war sehr erfreut über Dieter und ergriff diese Gelegenheit, das Kinderheim nach außen zu öffnen. Durch die Pfadfinder kamen viele Jungen dann mit Kindern außerhalb des Heimes in Berührung. Doch in den Familien, wo ich hineinblicken konnte, gaben die Kinder Widerworte und bekamen keine Ohrfeigen. Für mich war das ein Kulturschock. Kann man mit Kindern auch anders umgehen? Dieter gab mir oft Bücher zum lesen, meinte, sie würden mich interessieren. Ich glaube, die Hälfte seiner Bibliothek habe ich verschlungen. Im Heim selbst wurde ich häufig als dumm bezeichnet. Es wurde sogar behauptet, daß ich eigentlich auf die Hilfsschule gehörte. Auch wenn ich schulische Schwächen hatte, so wußte ich doch, daß ich nicht dumm war. Vom Gegenteil habe ich mich nie überzeugen lassen.“

„Im Heim gab es eine Arbeit“, so setzte Stephan seine ursprüngliche Erzählung fort, „wo man Geld verdienen konnte, und das war auf der Kegelbahn unter der Kirche fürs Kegelaufstellen. Dort bekam man auch Limonade und ich glaube, auch etwas zu essen, Brötchen und Schnittchen. Ich habe dort oft Kegel aufgestellt und kam dabei richtig ins Schwitzen. Geld“, Stephan kam nun auf ein heikles Thema zu sprechen, „war so eine Sache. Irgendwann wurde Taschengeld für uns Kinder eingeführt. Ich glaube, es waren zunächst zwanzig Pfennig pro Wo-

che. Die Heimkinder, so hatte die Stadt beschlossen, sollten lernen mit Geld umzugehen. Wir freuten uns darauf, denn nun, so dachten wir, könnten wir uns Micky-Maus oder Sigurd-Hefte kaufen. Doch das Geld bekamen wir nicht in die Hand, sondern es wurde in kleinen Portemonnaies aufbewahrt, auf denen der Name des Besitzers geschrieben wurde. Alles aber schloß die Nonne in den Schrank in ihrem Zimmer ein. Zweimal im Jahr waren große kirchliche Spendeaktionen. Dann wurden die Portemonnaies herausgeholt und wir wurden gefragt, wie viel wir spenden wollten. Oh Gott, war das ein Gezeter, wenn einer sagte, es wolle nur 50 Pfennige spenden. Es wurde solange auf den Jungen eingeredet, bis er fast die Hälfte seines Ersparten hergab. Dieses Spendengeld kam in eine bedruckte quadratische Pappschachtel. Im Gottesdienst durften zwei Kinder aus jeder Gruppe sie zum Altar bringen. Den nächsten Sonntag wurden dann die Zahlen verkündet. Die Kinder hatten immer mehr als die Erwachsenen gespendet und der Priester rieb das den Erwachsenen immer kräftig unter die Nase.“

„Ich lernte schon früh“, so Stephan, „daß man den armen Heidenkindern helfen müsse, denn diese waren, nach den Erzählungen, noch schlimmer dran als wir. In dem kirchlichen Heim, wo ich vorher war, stand an der Pforte eine Opferbox, auf der ein Negerkind saß. Wenn man Geld hineinwarf, dann nickte es. Das mochte ich und wenn meine Mutter zu Besuch kam, bettelte ich sie immer um Pfennige an, um diesen Kopf in Bewegung zu setzen. Ich liebte so etwas wie auch Schalter und Knöpfe, die ich alle ausprobieren mußte. Später im städtischen Heim kam ein Pater, der Lumpensammler von Tokio, der uns einen Vortrag über die armen japanischen Kinder erzählte. Dieser Vortrag löste bei uns dann ebenfalls das Lumpensammeln aus. Es waren nicht Lumpen, sondern Zeitungen, die wir zu einem Schrott- und Lumpenhändler brachten, der einige Straßen entfernt sein Geschäft betrieb. Erst beschränkte sich dieses Sammeln auf das Heim, dann aber zogen wir mit einem Bollerwagen durch die angrenzenden Straßen und sammelten aus den Häusern Flaschen und eine Menge Zeitungen. Das Geld mußten wir abgeben. Als dann die alten Häuser im Heim abgerissen wurden, gingen wir abends, wenn es dunkel war, mit der Nonne mit Taschenlampen bewaffnet auf die Baustelle und suchten im Schutt nach Eisenteilen, die wir den nächsten Tag zum Schrotthändler brachten.“

„Es würde jedoch“, so fuhr Stephan fort, „einen falschen Eindruck erwecken, wenn man meint, alles im Heim sei schlecht gewesen. Es gab sehr liebe Nonnen. Meist hatten diese jedoch nicht unmittelbar mit den Kindern zu tun. Wir Kinder spielten natürlich, soweit man uns ließ, viel miteinander. Mit der Nonne spielte ich oft Halma, doch konnte ich gegen sie nie gewinnen. Gut erinnere ich mich daran, daß wir Canasta gespielt haben, zu viert mit dem Fräulein. Zur Weihnachtszeit wurde gebastelt, zu Sankt Martin bunte Fackeln gemacht, wie durchgängig das katholische Volksbrauchtum sehr gepflegt wurde. Neben dem Heim war im Beethoven Park aus Schuttresten des Krieges ein höherer Hügel aufgeschüttet worden, wo wir im Winter bei Schnee mit dem Schlitten hinunterfuhren und viel Spaß hatten. In diesem Park konnten wir auch Cowboy und Indianer oder Räuber und Gendarm spielen. Ostern, wenn wir in diesem Park spazieren gingen, ließ die Nonne unter ihrem Gewand kleine Ostereier auf die Erde fallen, so daß sich hinter ihr immer ein Knäuel von Kindern tummelte. Im Heim selbst gab es einen Fußballplatz und ein Schwimmbecken. Meine Begeisterung für Fußball hielt sich jedoch in Grenzen, vielleicht weil ich als Fünf- oder Sechsjähriger einmal von einem Ball schwer getroffen wurde, der mich nicht nur umwarf, sondern sogar einige Meter weit schleuderte. Schwimmen war da schon eher meine Sache.“

„Andererseits“, und nun wurde Stephan wieder ernst, „wurden wir streng kontrolliert. Eine Privatsphäre gab es nicht. Alles war den Erziehern zugänglich. Jedes Kind hatte zwar einen eigenen Schrank für Kleider und ein Schrankfach für Spielsachen, doch die Schränke wurden immer kontrolliert. Was nach Auffassung der Nonne dort nicht hineingehörte, wurde ungefragt entfernt. Es war schwer für uns Kinder den Begriff des Eigentums auszubilden, denn es gab nicht die Möglichkeit zu sagen, das gehört mir und ich möchte es nicht weggeben. Mir wurden selbst Weihnachtsgeschenke genommen als Strafe für Widerworte oder andere Belanglosigkeiten. Es waren Sachen, an denen ich hing, und deshalb tat das richtig weh. Aber man lernte physische und psychische Qualen und Schmerzen ertragen. Das ganze Erziehungssystem war aufgebaut auf Belohnen und Bestrafen. Mit den Kindern reden, ihnen vielleicht einsichtig machen, das sie etwas falsch gemacht hatten, vielleicht sogar im Gespräch zu einem agree-

ment zu kommen, das widersprach dem moralischen Wertunterschied, der zwischen den Erziehern und den Kindern bestand. Man war der Willkür der Erzieher völlig ausgeliefert. Sie bestimmten, was wir zu tun hatten, und sie bestimmten“, diesen Hieb konnte Stephan sich nicht verkneifen, „was über uns in die Akten kam.“

„Meine Situation im Heim“, Stephan kam nun wieder auf die dunklen Seiten der Heimerziehung zu sprechen, „war wesentlich durch meine Mutter mitbestimmt, vor allem durch ihre Eigenart sich schnell aufzuregen und in Rage Briefe zu schreiben. Ihr Lieblingswort war ‘Schikane’. Sie glaubte, daß ich und mein Bruder ihr entfremdet werden sollten. Die Nonne sah hingegen durch meine Mutter permanent ihre Autorität in Frage gestellt. Zwischen diesen beiden Frauen wurde ich als Kind hin- und hergerissen. Wie schon gesagt, meine Mutter war in jeder Hinsicht eine Peinlichkeit, eine Frau voller Emotionen. Wenn sie kam, dann flossen regelmäßig Tränen in Strömen. Streit gab es, Beschimpfungen und böse Briefe. Und ich, wenn meine Mutter gegangen war, ich bekam Prügel, denn ich mußte derjenige gewesen sein, der das alles ausgelöst hatte. Woher sollte meine Mutter denn plötzlich so böse auf die Nonne werden, wenn nicht etwa dadurch, das ich etwas gesagt hatte, das ihr den Grund dazu gab? Nach meinen Erfahrungen mit den Nonnen war ich jedoch auf Vermeidung gepolt. Das entsprach meinem natürlichen Selbsterhaltungstrieb. Das ich den Ohrfeigen unbewußt hinterhergelaufen sei, das kann ich selbst heute noch nicht so recht glauben. Ich dachte, das Leben, wie ich es erfuhr, sei das ganz normale Leben. Kinder werden überall grün und blau geschlagen mit allem, was gerade zur Hand war, sei es der Kleiderbügel, der Handfeger oder der Staubwedel.“

„Der Grund für diese pädagogischen Exzesse“, Stephan versuchte hin und wieder das Unfaßbare sich verständlich zu machen, „lag jedoch, wie ich später erkannte, überhaupt nicht in mir oder doch nur zum geringen Teil. Meine Mutter und die Nonne, unter deren Obhut ich stand, waren Gegensätze, und zwar Gegensätze wie man sie sich extremer nicht vorstellen kann. Mit den zwei unehelichen Kindern war meine Mutter, durch die Anrede ‘Fräulein’ im Gespräch immer wieder betont, ein Widerspruch zur klösterlichen Lebensweise der Nonne. In den Augen der Ordensfrau führte meine Mutter ein moralisch verruchtes Leben. Festgemacht wurde dieses an der Unehelich-

keit ihrer beiden Kinder. Allein der Umgang mit ihr führte schon zu der Einschätzung, daß auch ich 'sittlich gefährdet' sei. Da prallten Welten aufeinander. Meine Mutter erregte etwas in der Ordensfrau, was dieser zutiefst zuwider war, was sie vielleicht in ihrem Lebensentwurf bedrohte. Sie verachtete meine Mutter und diese Verachtung übertrug sich von Zeit zu Zeit auf mich. Meine Mutter hatte außerhalb der Ehe Umgang mit einem Mann gehabt und ich war daraus hervorgegangen. Dieser frevelhafte Umgang wurde zwar nicht ihr, sondern mir, und das oft sogar vor allen Kindern, vorgehalten. Ich wehrte mich dagegen, wies trotzig daraufhin, daß ich dafür nichts könne, doch dann kam die pädagogische Retourkutsche, denn dieser Hinweis sei schließlich nur eine Warnung, damit ich nicht wie meine Mutter werde, damit ich nicht den gleichen Fehler begehe. Da ich nicht wie meine Mutter werden wollte, konnte ich diese Warnung nur wortlos hinnehmen.“

„Wahrscheinlich“, so versuchte Stephan zu erklären, „was ich aber nie erfahren habe, spielten in diesen Auseinandersetzungen die eigenen Erfahrungen meiner Mutter im Kinderheim eine Rolle, denn es gab Kinder in unserer Gruppe, deren Mütter ebenfalls keine Engel waren. Doch wurde über diese nicht so wie über meine Mutter geurteilt, erst recht nicht vor allen Kindern. Es kam viel darauf an, wie die Mütter, um die ging es meistens, sich um ihre Kinder kümmerten, ob sie etwa regelmäßig zu Besuch kamen. Taten sie das, dann konnte das durchaus ein Schutz für die Kinder sein. Doch waren die Mütter meist bestrebt, keinen Konflikt zu riskieren. Vielleicht ahnten sie, daß die Kinder die Leidtragenden davon sein werden. Einmal, es betraf ein Mädchen, ging eine Mutter mit ihrer Tochter zu einem Arzt außerhalb des Heimes. Es war eine Ärztin und die stellte fest, daß das Mädchen mißhandelt worden war. Da die Mutter nichts dagegen unternehmen wollte, erstattete die Ärztin Anzeige und die Nonne wurde verurteilt. Doch war das ein ausgesprochener Einzelfall.“

„Wie schon angedeutet“, so setzte Stephan seine Erklärung fort, „ich vermute, daß im Verhalten meiner Mutter wohl ihre Erfahrungen im Kinderheim eine Rolle spielten. Sie wollte sich nichts gefallen lassen. Jedem Besuch folgte ein langer Brief an den Direktor über die Schikanen, die sie von Seiten der Nonne ausgesetzt gewesen sei. Meine Akte schwoll durch solche Briefe erheblich an und oft wurde auch

das mir zum Vorwurf gemacht. Über mich existierte die dickste Akte. Je dicker eine Akte, so war die Logik, desto schwieriger das Kind. Mit einem solchen Brief begann gewöhnlich der zweite Akt ihres Besuches. Ich wurde zum Direktor zitiert, und es ist kaum zu glauben, auch er war der Auffassung, daß ich hinter diesen Briefen stecke, ich ein kleiner Junge von 11 oder 12 Jahren. Für die Nonne und den Direktor war es offensichtlich, daß die angeblichen Intrigen von mir ausgingen, daß ich mit ehrenrührigen Erzählungen die Autorität nicht nur der Nonne, sondern, nun auf eine höhere Ebene gehoben, auch die Autorität des Heimes und die Ordnung in Frage stellte. Die Autorität der Nonne und die Ordnung wurden dadurch wieder hergestellt, daß ich eine Abreibung bekam, begleitet mit der Drohung: 'Wenn Du nicht parierst, dann kommst Du ins Erziehungsheim'. Ich hatte mich zu fügen, mich einzuordnen, eine Forderung, die für mich überhaupt nicht zur Debatte stand, denn ich war der festen Überzeugung, daß ich gerade das getan hatte. Schon aus meinem Selbsterhaltungstrieb heraus mußte ich einer Vermeidungsstrategie folgen. Ich verstand diese Vorgänge damals nicht. Heute, zurückblickend, ist mir klar, daß die Erwachsenen ihre unverdauten Probleme auf dem Rücken der Kinder austobten. Damals brach die Prügel schicksalhaft wie ein Sturm über mich herein. Selbst als ich vermied, meine Mutter zu sehen, war auch das ein Fehler, den meine Mutter der Nonne als Schikane anlastete, und zwar mit den üblichen Folgen für mich. Ich konnte daran nichts ändern. Alles was ich tat, war falsch. Ich gewöhnte mich allmählich daran, nichts richtig machen zu können. Mein Bruder, der zumindest teilweise diese Vorgänge mitbekommen haben muß, blieb, soweit mir bekannt ist, von diesen Exzessen verschont, denn er war der jüngere von uns beiden und ihm wurden die angeblichen Intrigen nicht zugetraut.“

„Ich glaube“, so setzte Stephan nach einer kurzen Pause hinzu, „daß hinter vielen dieser Exzesse eine Sexualneurose steckte, an der die damalige Zeit allgemein litt und die sich im klösterlichen Umfeld verstärkte und in der Heimerziehung stillschweigend die rigiden Maßnahmen rechtfertigte. Als eines der alten Gebäude im Heim abgerissen wurden, fanden wir nahe der Baustelle ein Kondom. Wir Kindern wußten nicht, was das war. Wir freuten uns über einen Luftballon. Die Nonne wurde sehr ärgerlich und mit versteinertem Gesicht wurden wir zurechtgewiesen.“

„In der Heimerziehung“, so setzte Stephan seine Reflexionen fort, „spielten zwei Dinge eine überragende Rolle, und zwar der Kirchenbesuch und das Sechste Gebot. Der Kirchenbesuch war völlig unter der Kontrolle der Nonnen. Sonntags ging es in die Kirche, zweimal in der Woche Schulmesse, Samstag- und Sonntagabend Andacht, im Mai Marienandachten, im Oktober Rosenkranzandachten. Den Kirchenbesuch habe ich so verinnerlicht, daß ich ein ausgesprochen schlechtes Gewissen bekam, wenn er aus äußeren Gründen nicht möglich war. Es war als sei der äußere Zwang zu einem inneren geworden. Lange habe ich später gebraucht, dieses Gefühl abzuschütteln. Die Einhaltung des Sechsten Gebotes war, wenn nicht ein sichtbarer Verstoß rufbar wurde, nur indirekt zu kontrollieren, nämlich durch die Kommunion im Gottesdienst. Ein Verstoß gegen das Sechste Gebot war eine Todsünde und schloß von der Kommunion aus. Kinder, die nicht zur Kommunion gingen, standen daher im Verdacht, gegen das Sechste Verbot verstoßen zu haben. Andererseits erkannten Kinder, daß sie durch die Weigerung, zur Kommunion zu gehen, die Nonne ärgern konnten. Dann hieß es aber nach dem Gottesdienst: ‘Bei dir stimmt es im Sechsten Gebot nicht’. Ich glaube, daß viele Kinder die religiöse Erziehung nicht sehr ernst genommen haben. Jedes Kind entwickelte unbewußt seine Strategie, möglichst unbeschadet durchzukommen, doch das gelang, wenn überhaupt, eben nicht immer.“

„Du mußt wissen“, so schweifte Stephan ab, „daß die Kirche der Mittelpunkt des Kinderheimes war. Der Kirchenraum lag über einem Saal, in dem die großen Versammlungen aus Anlaß von Festtagen oder Feierlichkeiten stattfanden. Dort wurden Erstkommunion, aber auch Karneval gefeiert, Theater gespielt und gesungen. einmal im Monat ein Film gezeigt und die Namenstage der Heimleitung begangen. Mit dem Kirchenbau, der der ‘Heiligen Familie’ geweiht war, versuchte der Architekt eine schöne Idee umzusetzen. So sind die Mauern, außen mit Schafen und dem ‘Guten Hirten’ versehen, von vielen kleinen bunten Fenstern durchbrochen, die Blumenblüten darstellen, in deren Mitte singende Engel oder Kinder zu sehen sind. In diesem Kirchenbau fand die pädagogische Leitlinie des Heimes ihren künstlerischen Ausdruck, doch die Realität sah ganz anders aus. Das althergebrachte Ziel der Heimerziehung, keine Bindungen entstehen zu lassen, war nach wie vor in Geltung.“

Mir schien diese Abschweifung ein passender Einschnitt zu sein, und deshalb beendeten wir an diesem Punkt die Sitzung. Wir plauderten dann über verschiedene andere Dinge. Ich wollte von Stephan wissen, ob er einige Bücher kannte, die ich gerade las, denn inzwischen waren einige Bücher über Heimkinder auf dem Markt und die hatte ich mir besorgt. Stephan kannte sie nicht. So verging die Zeit bis in den Abend hinein relativ schnell. Dann verabschiedete sich Stephan. Wir verabredeten uns für den nächsten Sonntag und wollten dann zu einem Ende kommen. Ich bat Stephan sich auf wesentliche Punkte zu konzentrieren.

Am nächsten Sonntag setzten wir also das Interview fort. Ich wollte schon das Tonband einschalten, als Stephan etwas zögerlich einen Zettel hervorzog. Er hielt ihn mir schweigend hin. Ich fragte, was das sei, doch er antwortete nur, „lies!“ Es war ein längeres Gedicht, das er in den vergangenen Tagen geschrieben hatte. Er hatte ihm den Titel „Heimerziehung“ gegeben. Ich überflog den Text und begann dann laut das Gedicht vorzulesen:

Ein Abschaum war in diesem Lande,
Dem Volke ich als Kind schon klein,
So sprachen Leut' von hohem Stande,
Und schufen mir ein widrig Sein.

Verdorben seien meine Eltern,
Der Vater mein ganz unbekannt,
Die Mutter mein, sie griff so gern
Nach jedes fremden Mannes Hand.

Um mich vor Unmoral zu retten,
Ein Schutz der Sitte mir zu sein,
Ward ich entfernt von ihren Stätten
Zur Hege in ein frommes Heim.

Verschlossen wurde ich in Mauern,
Verlegt, da schwierig man mich fand,
Wie Sachen, die da achtlos kauern,
Ich aus dem Blicke schnell verschwand.

Erziehbar schwer sei ich gewesen,
Ein Bündel voller Aggression,
Den Grund allein in mir wollt' lesen,
Doch nie in eurer Person.

Geschrieben habt ihr dicke Akten,
Dies ist des Staates erste Pflicht,
Ihr trug zusammen manche Fakten,
Die spiegeln euch, mich freilich nicht.

Euch war an Ordnung viel gelegen,
An Zucht der Kinder in der Welt,
Den Hof laßt ihr sogar noch fegen,
Wenn kalt ein starker Regen fällt.

Wag ja nicht deinen Kopf zu heben,
Wag nicht zum Trotze uns zu sein,
Tief unten, da hast du zu leben,
Und Dank zu sagen dafür fein.

Dank uns hast alles du zum Leben,
Ein Dach, ein Bett, und Speise auch,
Doch Leib und Seele mußten beben
Von Prügel und von Machtmißbrauch.

Moralisch nicht sei ich auf Erden,
Ein dummer Junge, der nichts taugt,
Mein Platz sei unter Schweineherden,
Bei Säuen, den' mein Sein nicht graut.

Ihr lehrt' mich schreiben, rechnen, lesen,
Daß ich 'Gesetz' verstehen kann,
Auch Religion habt' ihr gegeben,
Daß ich gehorche jedermann.

Gehaßt hab ich Moral und Regel,
Die Predigt und den frommen Seim,

Ich sehnte mich hinaus, ich Flegel,
Nach Wärme, Freud und einem Heim.

Gefangen hielt mich eine Mauer,
Ein Reich, hell unter Kreuzes Macht,
Stets lag ich auf des Glückes Lauer
Zu fliehn hinein in dunkle Nacht.

Was macht ihr nur mit Kinderherzen,
Mit Augen, die noch staunend sehn,
Hinein stoßt ihr der Prügel Schmerzen,
Mit der Moral und Recht euch gehn.

Ich schwieg eine Weile. Stephan schaute mich erwartungsvoll an, wollte wissen, was ich davon halte. Gewiß, moderne Lyrik war es nicht, aber es drückte in kurzen Worten doch etwas von dem aus, worüber wir in letzter Zeit gesprochen hatte. „Vielleicht“, sagte ich, „wenn Du damit einverstanden bist, will ich das Gedicht in den Text mit aufnehmen. Manche Menschen erreicht man mit einem Gedicht, andere nur mit einem wissenschaftlichen Vortrag. Es schadet also nicht, wenn wir eine zusätzliche Form in den Text aufnehmen.“ Stephan nickte still. Ich legte den Zettel beiseite, schaltete das Tonband an und bat Stephan zu sagen, was er noch zu sagen habe. Es war vom ersten Treffen an klar, daß er reden wollte, also sollte er reden, und je mehr der Worte kamen, desto besser für mich. Der Plan, aus seiner Geschichte eine Story zu machen, hatte sich bei mir verfestigt. Auch wenn ich noch nicht wußte, wie sie aussehen würde, so wollte ich es doch versuchen.

„Ich muß noch etwas nachholen“, begann Stephan, „was mir sehr wichtig ist. Ich glaube, daß die Erzieher wenig Verständnis für die Ängste der Kinder hatten, in sie sich nicht hineinversetzen konnten, vielleicht auch nicht wollten. Ich habe mich später oft darüber gewundert, daß sie nicht in der Lage waren, ihre eigene Kindheit zu reflektieren, sich zu erinnern, was sie an Ängsten durchlebt hatten. Wenn sie das getan hätten, dann wäre in der Erziehung der Heimkinder manches besser gelaufen. Ich hatte manchmal heftige Ängste gehabt, Ängste, die mich lähmten und hinderten, eine Anweisung auszuführen. Beim letzten Mal habe ich erzählt, daß ich mitten in der Nacht in den Keller

mußte, um im Umkleideraum Handtücher aufzuhängen. Es war ein Samstag, denn an diesem Tag wurde die Wäsche gewechselt. Warum die Handtücher nicht auch den nächsten Morgen aufgehängt werden konnten, habe ich nie begriffen. Ich wurde aus dem Schlaf gerissen und in den Keller geschickt. Von den Gruppenräumen aus konnte der Keller über zwei Treppenhäuser erreicht werden. Das hintere Treppenhaus hatte eine durchgehende Glasfassade. Durch das Fensterglas sah man auf das wenige Meter entfernte Gebäude, in dem die Krankenabteilung untergebracht war, aber man sah auch auf den Eingang zum Totenkeller, wo die toten Nonnen und Säuglinge drei Tage aufgebahrt wurden, bis der Leichenwagen sie abholte. Wir gingen die toten Nonnen anzuschauen. Schwester Serafina war die erste. Es war eine alte, liebe Nonne, die oft an der Schwesternpforte gesessen und immer mit dem Kopf gewackelt hatte. Ich verstand damals aber nicht, was tot eigentlich ist. Die wildesten Bilder in meinem Kopf setzten mich in Angst und Schrecken. Als wieder eine Nonne im Totenkeller aufgebahrt war, ich meine, es sei Schwester Regula gewesen, eine kleine verwachsene Nonne, die im Keller des Aufnahmegebäudes das Kleidermagazin unter sich hatte, wurde ich in der Nacht aus dem Schlaf gerissen und erhielt die Anweisung, die Handtücher in den Umkleideraum zu bringen. Zunächst wollte ich ganz unauffällig das vordere Treppenhaus benutzen, doch die Nonne weis mich an, die hintere Treppe zu nehmen. Nun stand ich in diesem Treppenhaus mit den Handtüchern im Arm und starrte auf den Eingang des Totenkellers, wo man durch das Milchglas das Kerzenlicht, eine Art Ewiges Licht, flackern sehen konnte. Doch ich konnte nicht hinunter gehen. Ich blieb mit den Handtüchern vor der Gruppentür im Treppenhaus stehen und rührte mich nicht von der Stelle. Irgendwann muß die Nonne bemerkt haben, daß ich nicht zurückkam. Sie suchte mich und fand mich dann so, wie erwähnt, im Treppenhaus. Oh Gott, gab das wieder ein Gezeter. Sie schnappte sich die Handtücher, meinte, sie müsse alles selber machen, und stapfte die Treppe hinunter. Ich konnte froh sein, wenn es nur bei dem Gezeter blieb und ich nicht wieder Prügel bekam, doch dazu war die Nonne mitten in der Nacht wohl zu müde oder sie wollte nicht, daß durch mein Geschrei zu viele im Haus aufgeweckt würden. Daß der Haussegen die nächsten Tage mal wieder hinüber war, brauche ich wohl kaum erwähnen.“

Mir war ein ähnlicher Vorgang bekannt, zwar nicht aus eigener Erfahrung, denn ich hatte keine eigenen Kinder. Meine Frau hatte mir einmal von ihrem kleinen Neffen berichtet, der sehr ängstlich gewesen sei. Aber er setzte sich durch, kroch zu den Eltern ins Bett. Sie gaben ihm das Gefühl von Sicherheit, das Gefühl, das er beschützt ist. Doch Heimkinder haben das wohl nur selten oder gar nicht erlebt. Sie blieben mit ihren Ängsten allein. Stephan erzählte, daß die Kinder schon mal zu anderen Kindern ins Bett krochen. Aber das war verboten und wenn es entdeckt wurde, gab es eine harte Strafe. Vielleicht werde ich das, dachte ich, in die Story einbauen. Doch jetzt wollte ich mich auf das konzentrieren, was Stephan zu sagen hatte.

„Prügel gab es“, so ging Stephan zu einem anderen Thema über, „nicht nur als Erziehungsmaßnahme für sogenannte Ungezogenheiten. Ich bezog viel Prügel auch für Fehler beim Lesen und Schreiben. Obgleich ich gern in die Schule ging, gab es Fächer, die ich nicht liebte, oder besser gesagt, die mir verleidet wurden. Dazu gehörte etwa, wie wir damals sagten, die Erdkunde. Wir hatten eine Lehrerin in Erdkunde. Sie unterrichtete normalerweise im Aufnahmegebäude die Kinder, die nur kurzzeitig in diesem Heim waren. Für das erste bis achte Schuljahr war dort ein Raum für den Unterricht eingerichtet. Vorausgesetzt, sie kam, dann fand auch Unterricht statt. Sie wohnte in Brühl und fünf bis sechs Mal im Jahr wurde sie in die Tür der Köln-Bonner-Eisenbahn eingeklemmt mit der Folge, daß ihr Unterricht ausfiel. Diese Lehrerin also unterrichtete uns in Erdkunde. Sie machte es sich sehr einfach. Die Stunde begann mit der Aufforderung die Hefte herauszuholen und dann wurde diktiert. Schwierige oder für uns ungewohnte Namen schrieb sie an die Tafel. Der Unterricht schloß mit der Aufforderung, das Aufgeschriebene bis zum nächsten Mal auswendig zu lernen. Nun, nicht alle unsere Lehrer waren von diesem Kaliber.“

„Lesen und schreiben“, so begann Stephan nach einer kurzen Pause von einer traumatischen Erfahrung zu berichten, „waren damals nicht meine Stärken. Die Schule registrierte dies nur und gab entsprechende Noten. Lernen mußte ich freilich in der Gruppe. Wir lernten Lesen nach einem Lesebuch. Es dauerte einige Zeit, bis ich die Buchstaben zu Worten und die Worte zu Sätzen richtig zusammenfügen konnte. Ich mußte der Nonne vorlesen und für jede Verlesung setzte es eine Ohrfeige. Doch tränende Augen sind gewiß nicht die beste Vor-

aussetzung, um Lesen zu lernen. Und so wurde das Lesenlernen für mich eine echte Tortur. Diese pädagogische Maßnahme verunsicherte mich freilich derart, daß ich mich oft nicht traute, das Wort richtig auszusprechen, weil ich fürchtete, ich könnte es falsch aussprechen, und dann bekäme ich wieder eine Ohrfeige. Deshalb sprach ich das Wort falsch aus und dann war es auch schon wieder geschehen. Während sich das Problem der Verlesungen irgendwann erledigte, blieb das Problem beim Schreiben noch lange bestehen. Die Nonne kontrollierte unsere Hausaufgaben und für jeden Rechtschreibfehler setzte es eine, manchmal gar zwei oder drei Ohrfeigen. Wie wenig geeignet diese pädagogische Maßnahme war, zeigte sich darin, daß ich auch in Rechtschreibung zunehmend verunsichert wurde und statt weniger sogar mehr Fehler machte. Ich erinnere mich, daß ich in einem Diktat sogar das Wort 'und' durchstrich und falsch als 'unt' darüber schrieb. Ich vermied möglichst Tätigkeiten, in denen ich schreiben mußte. Meine Rechtschreibung brachte mir die schlechteste Note in meinen Zeugnissen ein. Wenn der Lehrer bei meinem Abgangszeugnis im Punkt Rechtschreibung nicht beide Augen zuge drückt und mir nicht eine Vier gegeben hätte, hätte ich später wohl kaum eine weiterführende Schule besuchen können.“

Mit der Schule war offenbar ein Stichwort gegeben, das die Assoziation anregte, denn Stephan fuhr fort: „Auch die Lehrer prügelten, wenn auch nicht alle. Mit Vorliebe wurde mit dem Rohrstock auf die Handflächen gehauen. Doch es konnte auch richtige Prügel setzen. Und das geschah dann auch mir, und zwar aus einem Anlaß, der vielleicht nicht völlig nichtig war. Es war an jenem Tag, als ein Kran die Figur des 'Guten Hirten' hochhievte, damit sie in der Kirchenfassade befestigt werden konnte. Die Fassade der Kirche, „so erläuterte Stephan, „wurde zum Leitbild für das Kinderheim mit Schafen und eben dem 'Guten Hirten' bestückt. Von unserem Klassenzimmer aus, damals im vorderen Gebäude nahe zur Straße gelegen, konnte man den Vorgang, wie diese Figur in die Fassade eingefügt wurde, gut beobachten. Draußen hatten sich viele Leute versammelt, um ebenfalls diesem Ereignis zuzuschauen. Es war ein sonniger, warmer Tag und die Fenster unseres Klassenraumes waren weit geöffnet. Zu diesem Zeitpunkt stand ich auf dem Podest, auf dem die Lehrerin an einem Pult saß und mein Heft korrigierte. Ich war damals acht Jahre alt und kümmerte

mich in diesem Augenblick nicht um die Korrekturen der Lehrerin, sondern schaute durch das offene Fenster, wie so viele andere, interessiert dem zu, was draußen passierte. Die Lehrerin bemerkte das und regte sich fürchterlich auf, daß ich aus dem Fenster und nicht auf das Heft schaute. Das war selbst für mich durchaus nachvollziehbar gewesen, denn das hätte ich nicht tun dürfen. Doch das Unglück wollte, daß gerade in diesem Augenblick der Rektor der Schule ins Klassenzimmer trat. Die Lehrerin hatte nichts Eiligeres zu tun, als mein angeblich ungezogenes Betragen zu berichten. Der Rektor fackelte nicht lange. Er setzte mir ein paar Ohrfeigen, packte mich, schleifte mich aus dem Klassenzimmer über den Flur in den Klassenraum, in dem er unterrichtete, holte einen Rohrstock aus dem Pult und verprügelte mich vor den Kindern der siebenten und achten Klasse dermaßen, daß ich noch lange Zeit blaue und grüne Striemen an meinem Körper sehen konnte. Ich erinnere mich jedesmal daran, wenn ich an diesem Heim vorbei komme und mein Blick auf den 'Guten Hirten' inmitten der Schafe fällt. Verstehbar ist dieser Vorgang in seinem pädagogischen Nutzen für mich bis heute nicht.“

Stephan machte eine Pause und sagte dann: „Ich glaube, die wichtigsten Erlebnisse im Heim habe ich geschildert. Man könnte natürlich noch vieles erzählen, doch ich weiß nicht so recht, ob das wirklich wichtige Erlebnisse sind. Hinzu kommt, daß jedes Kind die Vorgänge im Heim, zumal wenn sie nach vielen Jahren aus der Erinnerung hervorgeholt werden, aus seiner individuellen Erlebniswelt erzählen und bewerten wird. Das war schon damals so. Wie die pädagogischen Maßnahmen auf das Verhalten der Kinder untereinander eingewirkt haben, ist dann noch ein ganz eigenes Kapitel und viel schwieriger zu beschreiben. Deshalb möchte ich“, sagte Stephan, „wenn Du damit einverstanden bist, hier Schluß machen. Ich werde beobachten, was der Bundestag macht. Vielleicht komme ich dann noch einmal auf meine Geschichte zurück.“ Ich nahm das Mikrofon in die Hand und sprach in es hinein: „Dem habe ich nichts hinzuzufügen“ und schaltete das Tonband ab.